Nr. 2. 1895. Berlin, den 11. Januar. 4. Jahrgang.

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Israelitische Wochenschrift.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Judentaufen.

Von Rabb. Dr. Simon Stern, Saaz.

Eine Religionsgenossenschaft, die, wie die jüdische, mit Jahrtausenden rechnet, ist alt genug, um das horazische nil admirari gründlich gelernt zu haben. Sie hat schon so viel erlebt, daß sie kein Ereignis leicht aus dem Gleichmut bringen könnte, und oft ist ihr ein Ereignis, das durch alle Blätter läuft, nicht einmal interessant genug, um besonders hervorgehoben zu werden. Was ist auch daran, daß wieder einmal der Sohn eines reichen, Baron gewordenen Juden, dem Judentum den Rücken gekehrt hat und sich taufen ließ? Das geschah so oft und so häufig, und hat uns mit dem Gedanken längst vertraut gemacht, daß die vielen Millionen regelmäßig zum Abfall führen. Wir wissen es, daß das Geld den Menschen nicht veredelt, daß großer Reichtum korrumpierend wirkt, daß sich nur auserlesene, überaus charaktervolle Menschen inmitten ungezählter Schätze auch den Idealismus bewahren, und daß das Gold immer, selten aber der Idealismus vom Vater auf den Sohn übergeht.

Wir sind mit jenem Gliede des Baron Königwarterschen Hauses fertig, dessen Taufe ja nur wegen der Nebenumstände bemerkenswert ist. Zunächst weil sie eine Million kosten soll, sonst pflegt eine Taufe billiger, ja sogar einträglich zu sein, dann auch darum, weil er mehr als eine Million verloren hat, nämlich die Möglichkeit, eine solche Stellung einzunehmen, wie sie sein Vater eingenommen hat. Barone giebt es genug in Oesterreich, Hermann Königswarter ist der letzten einer; reiche Leute giebt es genug auf Erden, und mehr ist Baron Köniswarter auch nicht, sein Vater war aber ein jüdischer, eben wegen seiner Gesetzestreue hochangesehener Baron, auf den die Juden stolz waren. Der Vater, Baron Moriz Königswarter, hat seiner Familie Ruhm und Glanz gebracht; der Sohn, Baron Hermann Königswarter, wird die ererbten Reichtümer genießen, er verzichtete darauf, seinem Leben irgendwelche Bedeutung zu geben, und da man darauf nicht gerne verzichtet, fällt uns sicherlich sein Abfall leichter als ihm.

Es ist auch der einzelne Fall ganz belanglos, denn unsere Religion ist weder auf Reichtum noch auf hohe soziale Stellung einzelner Bekenner angewiesen, wir streben die Anerkennung des Judentums und der Juden an, das ist unsere weltgeschichtliche Aufgabe, das von uns ersehnte Ziel. Was nützt es uns, wenn ein Einzelner einen Titel oder einen Orden erlangt; was nützt es uns, wenn ein Einzelner große, Neid erregende Reichtümer sammelt? Neben den wenigen Hofjuden leben die Millionen verachteter Juden, neben den wenigen jüdischen Millionären, die Millionen in den Staub getretener Armen, und selbst den in Sammt und Seide gekleideten, Diners veranstaltenden Börsenbaronen wird offen und hinterrücks ihr Judentum auch von denen oft fühlbar gemacht, die ihre Salons bevölkern und der Kunst ihrer Köche alle Ehre erweisen. Die jüdischen Millionäre leisten uns in der Regel sehr wenig, sie haben andere Sorgen und Schmerzen als den Ruhm ihrer Religion und die Erhebung ihrer Glaubensgenossen. Nur wenige bildeten, wie Montefiore, Baron Hirsch, einige Rothschilds und selbst noch der verstorbene Baron Königswarter, eine nicht genug zu rühmende Ausnahme. Die andern aber — ein von ihnen veranstaltetes Diner kostet mehr als ihre Opfer auf dem Altar jüdischer Nächstenliebe. Den Ruhm, den die jüdische Wohlthätigkeit erlangt hat, haben nicht die Reichen erworben, Reiche wie Samuel-ha Nagid und Mordachai Meisel waren in allen Zeiten höchst selten.

Wenn ein reicher Jude sich taufen läßt, weinen wir am allerwenigsten dem Gelde eine Thräne nach; wir bedauern mehr den Verlust eines rechtschaffen strebenden Mannes, der als Beamter, oder als Offizier oder als Docent in die Höhe kommen will und den zukünftigen Erfolgen als erstes Opfer sein Gewissen darbringen muß, ein wahres sacrifizio del intelletto. Ueber jene Leichtfertigen und Uebermütigen, die von des Lebens Ernst keine Ahnung besitzen, in der

Regel auch aller tieferen Bildung bar sind, und das was ihnen nicht einmal unbequem ist, nur unbequem scheint, abwerfen zu können vermeinen, wie man ein unbequemes Kleidungsstück abwirft, sei kein Wort verloren. Das sind die feigen, niedrig gesinnten Ueberläufer, um die wirklich nicht schade ist, welke Blätter, die abfallen. So lange sie Juden waren, und als Juden das große Wort führen wollten, brachten sie uns Schande, denn nur sie zogen uns den Vorwurf der Arroganz und der Vordringlichkeit zu. Eine solche Sippe arroganter Burschen soll sich in Wien an der Universität zusammengefunden haben. Sie gründeten eine Burschenschaft, und weil sie keine geborene Christen in ihre Mitte bekommen konnten, durchaus aber Christen haben wollten, ließen sie sich taufen. Vereinzelt trifft man solche Juden auch außerhalb der Universität, sie nennen und gerieren sich als Antisemiten, doch die Antisemiten kommen ihnen bei weitem nicht an Arroganz gleich. Das Taufwasser schwemmt sie endlich vom Judentum hinweg, und wir bedauern nur, daß es nicht schon früher geschehen ist, denn sie sind uns nur hinderlich.

Zehn brave Juden können oft nicht gut machen, was einer dieser Art verdirbt.

Leugnen läßt es sich jedoch nicht, daß oft auch Juden die Taufe annehmen, die uns zur Ehre hätten gereichen können. Sie besitzen vielleicht alle Tugenden, nur nicht Mut und Stärke. Sie erscheinen mir wie die Gefallenen im Kampfe, denn wir haben einen großen Kampf zu führen, den Kampf um die volle Anerkennung, und jeder Kampf kostet Opfer, die Täuflinge — das sind unsere Opfer. Je schwächer an Charakter ein Mann ist, desto leichter unterliegt er. Die Waffe, die ihn niederstreckt, ist zumeist der Ehrgeiz. Ach, diese Gefallenen wollen wir nicht schmähen, sie haben ja mit ihrem Gewissen in stiller Stunde heiß gerungen und sind — unterlegen. Ich habe Mitleid mit ihnen, denn was sie auch im Leben erlangen können, die Freude darüber ist keine ungetrübte, die schwache Stunde, in der sie unterlegen sind, wirft einen düstern Schatten über ihr ganzes zukünftiges Leben.

Allen menschlichen Begriffen von Moral und Ehre widerspricht es eben, die Fahne während des Kampfes zu verlassen. Da das Judentum mitten im Kampfe steht, noch dazu der numerisch Schwächere ist, so daß einer gegen hundert zu kämpfen hat, verlangen Moral und Ehre, daß man der Fahne, der man durch Vorsehung oder Zufall der Geburt zugeteilt ist, treu bleibe. Wir haben uns unsere Religion nicht gewählt, so wenig wie unsere Eltern, aber unsere Treue gehört beiden. Ueber diese Forderung hilft kein Sophismus hinweg, die Stimme des Gewissens wird sich immer gegen jeden Schlußtrug auflehnen. Man könnte vielleicht einwenden, daß es doch auch Leute geben mag, die aus innerer Ueberzeugung die Taufe annehmen, wahrscheinlicher aber ist es, daß niemand diesen Einwand erheben wird, da wir nicht Gelegenheit haben, eine solche Ueberzeugung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, nur Gott vermag ins Herz zu schauen. Doch selbst angenommen, daß jemand eine solche Ueberzeugung in Wahrheit hätte, sie würde das Verlassen der Glaubensgenossenschaft durchaus nicht rechtfertigen. Wodurch könnte eine solche Ueberzeugung denn entstehen? Doch nur dadurch, daß sich einer sagen würde: meine Religion ist nicht vollkommen, während die andere die Vollkommenheit erreicht hat. Dann aber ist es Pflicht eines Menschen, an der Vervollkommnung seiner Religion zu denken, nach Verhältnis seiner Kraft und in seinem Kreise das Seinige zu thun, damit die Fehler verschwinden, damit auch seine Religion das Ziel erreiche. Aber, wie gesagt, ich glaube nicht, daß ein denkender Jude die Ueberzeugung von der Inferiorität seiner Religion einer andern gegenüber hege, oder auch nur meint, daß das Judentum heute auf einer tiefern Entwicklungsstufe als eine andere Religion stehe.

Wir müssen auch die Ansicht jener berücksichtigen, welche ohne Sympathie für irgend eine positive Religion, jeder gleichgiltig gegenüberstehen, und den Juden raten, allesamt an einem Tage die Konfession der Mitbürger anzunehmen, mit einem Wort, sie raten die Massentaufe an. Dann, meinen sie, könnte von einer Untreue gegen die kämpfenden Genossen nicht mehr die Rede sein, und alle Bedrückung und Geringschätzung, die man als Jude zu erleiden hat, würde plötzlich aufhören. Wer diesen Rat giebt, vergißt, daß die Religion den allermeisten Juden innigste und heiligste Herzenssache ist, die man nicht für alle Reichtümer und Herrlichkeiten der Welt aufgiebt, und die man nur umso heißer liebt, je mehr sie angegriffen wird. Aber abgesehen davon, daß die Ausführung dieses Rates wegen seiner Verwerflichkeit und seiner Roheit unmöglich ist, würde den Juden die Massentaufe nur Nachteile und keinen einzigen Vorteil bringen. Das Judentum hat auch ein Kapitel in der Geschichte, das von Massentaufen handelt. Wir wissen, daß in Spanien Massentaufen erzwungen wurden; die Folge dieser Massentaufen war die Inquisition, die gegen die Neuchristen, die Marannen, tausendmal ärger wütete, als gegen die Juden. Etwas Aehnliches, wenn auch keine neue Inquisition mit ihren Kerkern, Folterkammern und Scheiterhaufen, käme als Folge neuer Massentaufen noch heute vor. Die getauften Juden wären wieder eine abgeschlossene und von der alten christlichen Gesellschaft ausgeschlossene Masse, die ärger verfolgt würde als die Juden, es bliebe ihnen nichts übrig als auszuwandern und in der Fremde wieder das Judentum anzunehmen. Dabei würde ihnen ein gerechter Vorwurf nicht erspart bleiben. Man würde, wenn alle Juden oder die Mehrzahl derselben sich taufen ließen, sagen: Sehet nur, welch' niedriggesinntes, ideal-loses Volk ihr seid, ihr hattet die schönste Religion, ihr waret Bewahrer des reinsten Gottesglaubens, Fortsetzer der ruhmvollsten Geschichte und habt dies alles um ein Linsengericht, um irdischer Vorteile willen aufgegeben. Alle eure Märtyrer opferten vergebens ihr Blut, eure gewaltigen Propheten haben umsonst gepredigt, eure Sänger haben umsonst die ergreifenden Lieder angestimmt, ihr verdient die höchste Verachtung, und sie soll euch zuteil werden, wir wollen mit euch fernerhin keinerlei Gemeinschaft haben. Eine solche Aechtung wäre ärger, als alle Qualen der Inquisition.

So ist es augenscheinlich, daß wir uns das Judentum, welches wir uns nicht selbst gegeben haben, auch nicht selbst durch Wasser am Taufbecken abwaschen können. Kraft unserer Geburt, als Kinder jüdischer Eltern, haben wir Pflichten auf Erden zu erfüllen, der Einzelne wie die Gesamtheit, und es kommt garnicht inbetracht, daß der Zufall der Geburt etwas Aeußerliches, nicht unserem freien Willen Entstammendes ist, denn alle unsere Pflichten entstammen solchen Zufälligkeiten, den äußern Verhältnissen. Die Pflicht ist ein kategorischer Imperativ, dem gegenüber jede dialektische Kunst stumpfe Waffen führt.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite: Ist es überhaupt richtig, daß die Juden, wenige Ausnahmen abgerechnet, gar solch großen Schaden durch ihre Religion haben? Wahr ist es, daß die Juden gesellschaftlich zurückgedrängt sind und alle Folgen dieser Zurückdrängung zu erdulden haben. Das ist doch noch nicht das größte Unglück. Dafür hält man nicht mit Unrecht die Juden für befähigter ihren Weg zu machen; dafür ist es Thatsache, daß die Sterblichkeit unter ihnen eine geringere ist, daß ihr Familienleben geordneter und ihre Familienfreuden — die höchsten, die man auf Erden genießen kann — größere sind. Die Zurückdrängung aus der Gesellschaft hat sie einerseits geweckter, nüchterner und strebsamer, anderseits gemütstiefer und herzlicher gemacht. Der soziale Druck war ein Erziehungsmittel, das vielen guten Eigenschaften förderlich war.

Wir wollen dabei gar nicht leugnen, daß die Bedrückung, unter der wir lebten, manch Herrliches und Edles verkümmern ließ, und uns tiefe Spuren eingegraben hat, die zu verwischen großer Anstrengung bedarf. Daran wollen wir es nicht fehlen lassen, und wenn man uns seit nahezu fünfzehn Jahren Hindernisse in den Weg legt, wenn man versucht uns wieder in ein Ghetto zu sperren, wollen wir darob nicht verzweifeln, denn der ganze Antisemitismus ist ja nichts als das letzte Aufbäumen der Reaktion. Es wäre auch gar zu wunderbar gewesen, wenn die seit 48 besiegte Reaktion, die so mächtig war, sich ganz einfach ohne Widerstand ergeben und die Waffen gestreckt hätte. Die Reaktion ist noch heute mächtig, aber der Fortschritt noch mächtiger, und darum ist für die Kultur und Zivilisation keine Gefahr vorhanden. Einige Blüten werden geknickt, einige Pflanzungen werden zerstört, mehr vermag die Reaktion nichts, so lärmend sie sich auch gebärdet. Bis jetzt hat uns der Antisemitismus noch wenig Schaden gethan, er verzögert den Fortschritt, das ist der größte Schaden, den wir von ihm haben. Uebrigens ist auch in der ganzen reaktionären Bewegung mehr Mache als ehrliche Ueberzeugung, denn die Führer der Reaktion sind ja gar nicht reaktionär aus Ueberzeugung, sondern aus Opportunität, und die Minister, die der Reaktion Dienste leisten, thun es nur mit Widerstreben. So herrscht nicht die Reaktion, sondern die Lüge, und die Lüge hat kurze Beine. Vorläufig gefällt es den politischen Wortführern eine fromme Miene scheinheilig anzulegen, aber fromm wird die Welt dadurch nicht. Was wäre das auch für Frömmigkeit, die ihre Begeisterung aus Wirtshausreden holt. Die Welt wird dieser Täuschung und dieses Selbstbetruges müde werden und nach wahrer Frömmigkeit begehren, nach einem Glauben, der den Geist erleuchtet und vorurteilsfrei macht. Dann hört die Reaktion auf, und hoffentlich wird sie dann für immer besiegt sein, wenigstens insofern als sie in Form des Religionshasses auftritt. Ob wir das erleben werden? Vielleicht, vielleicht auch nicht, aber ein gutes Stück zum ersehnten Ziele haben wir erreicht. Unendlich besser ist es geworden, und die Bewahrung der Treue unendlich leichter. Die Opfer, die wir noch zu bringen haben, werden wir leichten Herzens bringen, um uns und unsern Kindern den guten Namen zu bewahren. Wir werden ruhig ausharren und die Taufe einiger Treulosen oder Schwachen wird uns nicht wankend machen, denn es ist so sicher wie eine mathematische Wahrheit, daß wir allen Haß und alle Feindschaft überdauern werden. Wir stehen an der Seite derer, die für Kultur und Fortschritt kämpfen, und darum ist unser Sieg, d. i. unsere gesellschaftliche Anerkennung unausbleiblich. Mögen auch viele Liberale nur Scheinliberale sein, selbst die liberale Partei ihre hohen Prinzipien feige und unehrlich verkaufen, der Liberalismus selbst ist dadurch nicht tot, nicht einmal scheintot, an Stelle der einen Partei rückt eine neue, die unter anderem Namen die liberalen Prinzipien ehrlich vertritt. Dort wird unser Platz sein, wenn diese Partei auch anfangs nur wenige Vertreter im Parlamente besitzen wird.

Das alte Lied.

Man schreibt uns: Die antisemitische Internationale hat auf dem Gebiete der Fälschungen und der in dieses Gebiet einschlagenden Erfindung fast in jedem Jahre besondere Neuheiten aufzuweisen. In dem einen Jahre ist es der Ritualmord, in dem anderen die Verschwörung der Juden gegen die christliche Gesellschaft zur Erzielung eines jüdischen Königtums in Deutschland, im dritten der jüdische Meineid, als dessen Referent Herr Thomas Leuß demnächst mit prachtvollen Illustrationen hervortreten wird, und endlich der jüdische Wucherer, neben dem seine antisemitischen Kollegen vollständig in den Erdboden versinken. Wohl um die durch unliebsame Vorgänge der letzten Zeit etwas in Mißkredit geratenen Aktien der Gesellschaft wieder höher zu bringen, tritt die letztere jetzt mit zwei Patentlügen auf den Weltmarkt, nämlich einmal mit der Behauptung, die Juden besitzen eine der deutschen entgegengesetzte Moral und zweitens, das Judentum ist keine Konfession. Die Kreuzzeitung ist es, welche die erste Patent-Erfindung mit ihrem Segen in die Welt hinaus schickt, indem sie eine Schrift des Professors der Staatswissenschaften, Freiherrn von Boenigk, einer längeren Besprechung unterzieht und ihren eignen Senf dazuzuthun nicht vergißt. Der vorgenannte Freiherr soll die Frage erörtert haben, was der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft inbezug auf Religion von den Juden zu verlangen haben. „Sollen sie ihre alten feindlichen (!) Ideen weiter bergen dürfen, sollen sie zum Christentum übertreten?" Frhr. v. Boenigk verlangt von den Juden, nach der „Krz-Ztg.", nicht den Uebertritt zum Christentum. Nur muß nach seiner Ansicht die dem fremden Glauben entsprechende Moral der allgemeinen in Deutschland herrschenden konform, und darf ihr nicht entgegengesetzt sein. Entgegengesetzt sei aber die Lehre vom „auserwählten Volke," welches über alle und alles zu herrschen berufen sei. Diese Lehre sei von der jüdischen Religion aufzugeben, oder es müssen die einsichtigen Juden nach der Meinung des Frhrn. dem jüdischen Glauben entsagen. Frhr. v. Boenigk findet, daß solche Bewegung bereits in lebhaftem Gange sei und verweist auf das Reform-Judentum. Die Krz-Ztg. läßt sich zu dem letzten Satze wie folgt aus: „Ob die Moral des letzteren bereits mit der christlich-deutschen Moral völlig im Einklange steht, muß füglich bezweifelt werden. Thatsache ist, daß verbreitete jüdische Fachblätter gerade in letzter Zeit sich wieder erstaunlich dreiste Aeußerungen über das Christentum sich erlaubt haben." Und nun muß natürlich der „Jeschurun" herhalten. Ahnt der geneigte Leser, wieviel Unwahrheit, Haß und Bosheit hier in einem einzigen Gedanken zusammengedrängt liegen? Seit wann denn leben die Juden in alten feindlichen Ideen? Ist der Schatten eines Beweises für diese unerhört dreiste Behauptung erbracht worden? Christen

waren es bis zur Zeit des allgemeinen sittlichen Umschwunges der neueren Zeit, welche in Befolgung mit der Muttermilch eingesogenen Vorurteile den Juden gegenüber in Todfeindschaft sich verhielten und ihnen das elementarste Recht, das selbst dem Verbrecher noch gewährleistet wird, das Recht der Existenz versagten, und es ist ein Wunder, daß diejenigen nicht zum Schandfleck der Menschheit geworden, denen man das Los der Parias zuerteilt hatte. Und diese Menschen, die nur höchst vereinzelt in jener schrecklichen Lage ihrem Unmute einmal Ausdruck geben, sie sollten jetzt im Hasse gegen ihr Vaterland dahinleben? Wer das behauptet, der soll die Beweise erbringen oder er ist ein schamloser Lügner und sei er zehnmal Professor der Wissenschaften, mit denen er nach der Probe niemals Staat machen kann. —

Ebenso unerwiesen ist die zweite Behauptung von der besonderen Moral der Juden, die ihre Quelle in der Lehre vom „auserwählten Volke" haben soll. Diese Lehre ist eine solche nur bei Herrn v. Boenigk und seiner Gesinnungsgenossen vom Kreuze. Als Bibelsatz findet sich der Gedanke allerdings im alten Testamente, das ja vom Christentum adoptiert ist, wodurch das letztere auch ihn für sich reklamierte, wie denn der Satz von der „allein seligmachenden Kirche," der in christlichen Büchern nicht gar so selten ist, nur eine Umkleidung des altbiblischen Gedankens bildet. Erfunden jedoch ist der Beisatz, daß das jüdische Volk über alle und alles zu herrschen habe. Eine solche Lehre findet sich in den jüdischen Schriften nicht, wenn auch zugegeben werden kann, daß der Gedanke von der Ausbreitung des Gottesglaubens, mit der „der Ewige als König der ganzen Welt" ideell verbunden erscheint, von Voreingenommenheit oder Bosheit in dem Boenigkschen Sinne ausgedehnt werden kann. Wenn dann ein in antisemitischen Blättern viel ventilierter Satz des „Jeschurun" als gegen das Christentum gerichtet und als eine erstaunliche Dreistigkeit diesem gegenüber hingestellt wird, so zeugt dies nur davon, wie verrannt man auf jener Seite in dem Gedanken ist, den man jüdischerseits als dreisten Angriff kennzeichnet. Die „Kreuzztg." hätte klüger gehandelt, den „fast vergessenen" Satz Bruno Bauers nicht wieder auszugraben, nach dem schon „die Existenz des Judentums eine beleidigende Thatsache für das religiöse Auge des Christen sei". Was hätte sie wohl gesagt, wenn ein ähnlicher Gedanke mit der Spitze gegen das Christentum gerichtet, von einem Juden geäußert worden wäre? — Dieser Satz beleidigt die Würde und das Ansehen des Christentums in gleicher Weise, denn es unterlegt ihm einen Haß, gegen den wir es glauben in Schutz nehmen zu müssen. Haß und Bosheit sind die Triebfedern der antisemitischen Heldenthaten, denen der Artikel der Kreuzzeitung sich ebenbürtig erweist. Die Moral der Juden ist genau dieselbe, wie die der übrigen Landesangehörigen. Daß die Juden in Worten und Thaten zeigen, daß sie sich nicht fügen wollen der Moral des christlichen Staates deutscher Nation, ist Unsinn und Verdrehung zugleich. Die Moral hat mit dem Christentum ebensowenig zu thun, wie mit dem Judentum, und wer behauptet, daß die Juden nach einer von den Sitten des Landes abweichenden Weise leben und handeln, der sagt eben die Unwahrheit, ob bewußt oder unbewußt. Was allein wir wollen, das ist, daß man uns unser Recht lasse, als Bürger des Staates, als Kinder des Vaterlandes in Frieden zu leben und daß wir in der Anhänglichkeit an unsrer Konfession denselben Schutz genießen wie die nichtjüdischen Mitbürger, der uns in ausreichendem Maße nicht zuteil wird. Das wird nun wieder als ein dreistes Verlangen hingestellt werden, zumal als wir ja nach einem anderen antisemitischen Blatte überhaupt auch keine Konfession sein sollen. Darüber jedoch in einem späteren Artikel.

M.

Die Notlage unserer Kultusbeamten.

I.

Wenn es wahr ist, daß Deutschland durch seine allgemein verbreitete Bildung dem russischen Reiche den Vorrang abläuft, so nimmt es Wunder, daß die Stellung der russischen Kultusbeamten eine so geachtete und gesicherte ist, wie man sie in den kleinen und mittleren deutschen Gemeinden kaum findet. Von glaubwürdiger Seite wird nämlich versichert, daß es in den jüdischen Gemeinden Rußlands nicht selten vorkommt, daß dort der Kantor ein ganzes Leben lang amtiert, vorausgesetzt, daß er sich kein Verbrechen oder eine ehrenrührige Handlung zu Schulden kommen läßt. Anders liegen die Verhältnisse oft bei uns, wo der Kantor meist auf drei Jahre aufgenommen wird. Häufiger Stellenwechsel und zahlreiche Kündigungen sind in manchen Gemeinden die Folge dieser kurzen Amtsperiode zum Nachteile der Gemeinden und besonders der Kultusbeamten. Lebenslängliche Anstellung beziehungsweise erträgliche Versorgung bei eintretender Dienstunfähigkeit des Mannes, der als Kantor, Lehrer rc. oft der einzige, immer der wichtigste Beamte der jüdischen Gemeinde ist, gehören zu den rühmlichen Ausnahmen. — Bekannt sind die Erlebnisse des Kantors in X., der trotz seiner Beliebtheit nach 20jähriger treuer Arbeit, wegen eines neuen Vorgesetzten seiner Stelle enthoben wurde und sich zum Schutze gegen die äußerste Not mit einer kleinen, wenig einträglichen Stelle begnügen mußte. Ist ein auf solche Weise Entlassener nicht zu bedauern? —

In einer andern Gemeinde fungierte ein Beamter in der Eigenschaft eines Kantors, Lehrers und Schochet zur Zufriedenheit der Gemeindemitglieder zehn Jahre lang. Der Betreffende besitzt kein Vermögen, aber eine aus neun Köpfen bestehende Familie. Da wird dem nichts Ahnenden das Amt gekündigt, weil er sich eine unangenehme Aeußerung betreffs des Bruders eines Vorgesetzten zu thun erlaubt hat. Ein junger, lediger Herr hat schon die Stelle des unglücklichen Vorbeters inne. Mittlerweil steht der entlassene Beamte ratlos da. Betteln oder stehlen kann und will er nicht. Wird er endlich zur Probe auf eine Stelle berufen, mangelt's ihm an Reisegeld. Denn er hat während seiner zehnjährigen, arbeitsreichen Dienstzeit nicht einmal so viel ersparen können, um 50 Mark Reisegeld verauslagen zu können. Er ist jedenfalls gezwungen, die erste Stelle, welcher Art sie auch sein mag, die sich eben darbietet, anzunehmen. Sind das gesunde Verhältnisse? Wie steht es da um die Wahrheit des Satzes „B'ne jisroel rachamonim hem", die Kinder Israels sind barmherzig? — Ein anderer Kantor, Vater von fünf Kindern, wurde nach dreijähriger, treuer Amtsführung mittels eines höflichen, eingeschriebenen Briefes seines Amtes enthoben, der folgenden Wortlaut hatte: „Teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, daß Ihnen heute von dem Vorstande und den Repräsentanten einstimmig gekündigt worden ist". Man stelle sich den Schreck des überraschten Familienvaters vor, der in

den ersten Tagen nach Empfang dieser Hiobspost zur Verrichtung einer rechten Arbeit nicht fähig war. Als nach der Erholung von dem ersten Schreck über das hereingebrochene Unglück der Kultusbeamte sich nach der Veranlassung dieser urplötzlich erfolgten Kündigung erkundigte, wurde ihm, der sich nie etwas zu Schulden kommen ließ, privatim der Bescheid, er, der Beamte, habe des Nachts um 11 Uhr ein Rind geschlachtet und privatim mit Tyroler Sängern gesungen. Ueber eine solche Entlassungsursache muß man unwillkürlich staunen. Da es keine Regel ohne Ausnahme giebt, will ich die bezüglichen Verhältnisse nicht zu schwarz malen. Es giebt auch humane Gemeinden. Freilich sind darunter auch Gemeinden, welche die Entlassung des Beamten auf eine höchst feine Weise zu veranlassen suchen. Sie benachrichtigen ihren Vorbeter durch den Synagogendiener, daß der Vorstand und die Repräsentanten den Beschluß gefaßt, das feste Gehalt des Kantors zu erniedrigen, z. B. von 800 Mark auf 400 Mark, mit dem Vorgeben, daß die Zahl der Gemeindemitglieder sich verringert habe, obwohl in Wirklichkeit eine Zunahme der Gemeindemitglieder zu konstatieren ist. Auf solche Weise wurde neulich einem jüdischen Beamten nach 23jähriger pflichttreuer Arbeit im Dienste seiner Synagogengemeinde 300 Mark in Abzug gebracht. Da nun der Gedachte so mit seiner großen Familie dort hätte am Hungertuche nagen müssen, und da durch die lange, vielseitige Beschäftigung die Leistungen des Kantors zur Erlangung einer einträglichen Stelle nicht mehr hinreichten, war er gezwungen, sich einem anderen Berufe zu widmen. — Jeder Einsichtige wird zugeben müssen, daß man unter den obwaltenden Verhältnissen wohl berechtigt ist, die Lage der Kultusbeamten als gar traurig zu bezeichnen. Es fragt sich nun: welche Mittel giebt es, um diesen Uebelständen wirksam entgegenzutreten resp. um diese Uebel zu mildern oder zu beseitigen?

M. B.

Die Synode in Baden.

Von B. Kahn, Lahr.

Verehrte Redaktion! Die etwas allzukurze und mangelhafte Notiz über die sich bildende Synode der israelitischen Religionsgemeinschaft des Großherzogtums Baden in der vorletzten Nummer Ihres geschätzten Blattes legt mir den Gedanken nahe, daß es Ihnen vielleicht nicht ungelegen kommt, einen etwas ausführlicheren Artikel bringen zu können. Es handelt sich allerdings um eine Institution, die namentlich für die Israeliten Badens von besonderer Bedeutung ist und die zugleich von dem im liberalen Sinne geleiteten Staate Zeugnis ablegt. Sie verdient aber, daß die Leser des Jeschurun, die doch hauptsächlich Gemeindebeamte und Gemeindevorstände sind, mit den Grundzügen der ins Leben tretenden Synode, die in dieser Form — meines Wissens nach — in keinem Lande existiert, bekannt werden.

Im Oktober 1893 schrieb der „Großh. Oberrat der Israeliten“ (die oberste Behörde für isr. Religionsangelegenheiten) an die Bezirkssynagogen und Synagogenräte: „Was die Gemeinden schon lange wünschen und was auch von uns schon seit Jahren als dringende Notwendigkeit ins Auge gefaßt wurde, das ist die Schaffung einer Vertretung der israelitischen Gesamtheit, welche nicht nur in finanziellen Angelegenheiten, sondern in allen wichtigen Fragen des kirchlichen Lebens die Bedürfnisse, Wünsche und Forderungen der Gesamtheit in autoritativer Weise zum Ausdruck zu bringen und bei Erlassung neuer Satzungen und Verordnungen ihre Willensmeinung entscheidend in die Wagschale zu werfen hätte. Obwohl es sich hierbei um eine wesentliche Beschränkung der bisherigen alleinigen Entscheidungsbefugnis des Oberrats handelt, so bieten wir nichtsdestoweniger bei Anlaß der nunmehr in Frage stehenden Einführung des Gesetzes vom 18. Juni 1892 (die Besteuerung für allgemeine kirchliche Bedürfnisse betr.) gerne die Hand dazu, für unsere israelitischen Gemeinden eine vollkommene und allseitige Vertretung zur Wahrnehmung ihrer kirchlichen Interessen — also nicht eine bloße Steuersynode, sondern eine Synode in der vollen Bedeutung des Wortes — ins Leben zu rufen und damit eine lebendigere und innigere Verbindung derselben mit der obersten Kultusbehörde, welche für eine ersprießliche Gestaltung unserer kirchlichen Zustände nur vom Vorteil sein kann, herzustellen.“

Dieser Kundgebung des Großh. Oberrats war der Entwurf einer Synodalordnung beigefügt, die ohne wesentliche Aenderung die Genehmigung der Großh. Staatsregierung erhalten hat. Die wichtigsten Paragraphen mögen im Wortlaut folgen:

§ 1.

Als Organ der kirchlichen Gesamtheit der Israeliten des Großherzogtums wird neben dem Oberrat eine Synode gebildet.

§ 2.

Die Synode besteht aus 5 geistlichen und 20 weltlichen Abgeordneten, welche sämtlich aus Wahlen hervorgehen.

§ 8.

Die Einberufung der Synode geschieht alle drei Jahre durch den Oberrat im Einverständnis mit der Großh. Regierung. Deren Zustimmung vorausgesetzt, können nach Ermessen des Oberrats auch außerordentliche Synoden berufen werden.

§ 11.

Jedes Mitglied der Synode ist Vertreter der gesamten israel. Religionsgemeinschaft des Großh. und an Aufträge und Vorschriften nicht gebunden, vielmehr verpflichtet, nach eigener Ueberzeugung seine Stimme abzugeben.

§ 16.

Die Synode berät und beschließt über die Angelegenheiten der gesamten israel. Religionsgemeinschaft des Großherzogtums. Es gehört insbesondere zu ihrem Wirkungskreise:

1. Die Beachtung und Erwägung des Zustandes der Landes-Synagoge inbezug auf Lehre, Liturgie, Verfassung, Zucht und religiöses Leben;
2. die Mitwirkung bei allen allgemeinen und bleibenden Anordnungen im ganzen Bereich der Landessynagoge, namentlich auch in Ansehung der Besteuerung für örtliche kirchliche Bedürfnisse, auf Grund der Vorschläge des Oberrats oder einzelner Mitglieder der Synode;
3. die Mitwirkung bei Aenderungen in den Sitzen der Rabbinate und in der Zuteilung der Gemeinden zu den Bezirksverbänden;
4. die Prüfung und Erledigung der von den Vertretungen der Synagogenbezirke an die Synode gebrachten Anträge;

5. das Recht der Beschwerde in Betreff der Amtsführung des Oberrats, insbesondere auch bei seiner Aufsicht über die unteren Behörden, die Beamten und des Kirchengut;
6. die Bewilligung der Ausgaben für die allgemeinen kirchlichen Bedürfnisse und der zu deren Deckung nötigen Mitttel, insbesondere der zu erhebenden allgemeinen Kirchensteuer, nach den Vorlagen des Oberrats.

§ 18.

Die von der Synode beschlossenen kirchlichen Setzungen (Verordnungen, Vorschriften) erfordern den Beitritt des Oberrats.

§ 22.

Vor dem Schlusse der Synode wird ein aus vier Mitgliedern derselben bestehender Synodalausschuß gebildet.

§ 23.

Die Mitglieder des Synodalausschusses nehmen an den Beratungen und Entschließungen des Oberrats teil:
1. über Errichtung oder Auflösung von Gemeinden;
2. über Besetzung von Stellen im Oberrat (Administrations- und Religionskonferenz) mit Ausnahme der Stelle des präsidierenden Ministerialkommissärs;
3. über Entlassung von kirchlichen Beamten und Entziehung der Befähigung zum Rabbineramte;
4. über Angelegenheiten, für welche durch künftige Verordnungen die Mitwirkung des Synodenausschusses erfordet wird.

Im Monat Februar d. J. findet die Wahl der weltlichen Abgeordneten zur Synode statt. Sie wird voraussichtlich noch im gleichen Monat zum ersten Male einberufen werden und sofort sehr reichlichen und wichtigen Beratungsstoff vorfinden. Unter anderem bezweckt eine Vorlage das Großh. Oberrats eine erhebliche Bessergestaltung der Gehaltsverhäitnisse gering besoldeter Religionsschullehrer. Ein ausführlicher Entwurf hierüber wird der Synode zur Beratung zugehen. — Mit aufrichtiger Freude begrüßt man die erste Einberufung der Synode; wünschen wir, daß sie nicht nur für die Gemeinden, sondern auch für die Lehrer der Beginn einer neuen Aera werde.

Dr. Adolf Jellinek.

Gedenkblatt zum ersten Jahrzeitstage.

Von Dr. Julius David, Preßburg*).

I.

Am 20. Tebeth ist ein Jahr um, daß ein großer Geist seiner leiblichen Hülle entflohen, die erste jüdische Gemeinde der österr. Monarchie in große Trauer versetzt worden, daß Dr. Adolf Jellinek gestorben ist. Dieser Tag, der, um mit dem Talmud zu sprechen, auf dem Judentume unserer Zeit so schwer und betrübend lastete, „als wäre die Sonne am Mittage untergegangen“, kann und darf nicht erinnerungslos an uns vorüberziehen, soll das jüdische Volk nicht der Pietätlosigkeit gegen seine Größen geziehen werden, und soll es nicht heißen: Dr. Jellinek ist schon vergessen. Da nun nach seinem Tode naturgemäß mehr die Stimme der Klage, der Trauer und des herben Verlustes zu Worte kam, als die umfassende Würdigung des glänzenden Geistes und seiner vielseitigen Schöpfungen und Leistungen, ich sage, da unmittelbar nach seinem Ableben in jüdischen Blättern zumeist nur laut aufschreiende Klagetöne sich Gehör verschaffen konnten, so will ich es heute, da die Zeit das Schmerzgefühl bereits ein wenig zurückgedrängt hat, versuchen, hier etwas ausführlicher, wenn auch nur in allgemeinen Zügen, von der weiten und breiten geistigen Thätigkeit des Entschlafenen zu sprechen, obgleich es jeder bekennen muß, daß schon das, was von den ehrwürdigen Oberrabbinern und Predigern Wien's an der Bahre und auf der Kanzel über ihn gesagt wurde, einen wahrhaft tiefsinnigen Blick in die Eigenart und geistige Werkstätte Jellinek's bekundet, und sie soviel Rühmendes und Anerkennendes vorbrachten, als nur Zeit, Ort und Umstände erlaubten.

Es ist schwer, ja unmöglich das Können und Wollen, Leben und Schaffen, Wirken und Lehren des unvergeßlichen Meisters Dr. Adolf Jellinek in wenigen kurzen Artikeln, wie sie dem Rahmen einer Wochenschrift angemessen sind, entsprechend darzustellen. Denn weit ausgedehnt waren die Grenzen der Gedankenwelt, die er mit seinem klaren Auge überschaute, mit seinem lichten Geiste siegreich beherrschte; unübersehbar war der Boden, den er mit seinem geistigen Pfluge bearbeitete und dem er die vorzüglichsten Früchte entlockte. Wie der Freund im Hoheliede der schmachtenden Freundin als „Eschkol ha-Kofer“, als reichkörnige Cyperntraube erscheint, unter welchem Bilde der Midrasch einen Mann versteht, in welchem alles Wissen, alles Gute, Edle und Schöne zum prächtigen Schmucke sich vereint, so vereinigten sich in Dr. Jellinek die verschiedensten und farbenprächtigsten Geistesstrahlen in einem Brennpunkte und erzeugte jenes große, helle und hochflammenge Licht, welches unübertroffen für das ganze Judentum leuchtete. Ja, Jsch schehakkol bo, Mikra, Mischna, Talmud, Tosifta wa-Agadoth, er war ein Mann, dem, wie selten einem, kein Zweig des jüdischen Wissens fremd und ferne lag. Er drang mit seinem Scharfsinn tief ein in die Weisheit der biblischen Schriften, durchsegelte wie der kundigste Steuermann das große Meer des Talmuds, besäete sinnig und erfolgreich die weiten Gefilde der Agada mit den köstlichsten und üppigsten Blüten und Blumen, und mit dieser seiner unvergleichlichen Gelehrsamkeit verband er, um bei unserer Midraschstelle zu bleiben, als „Tosifta“, als Zugabe, ein seltenes Maß allgemeiner hoher Bidung, die er durch die Kenntnis aller europäischen Kultursprachen immer mehr bereicherte, und deren Schimmer er stets wieder auf das Judentun, auf die jüdische Wissenschaft und auf den jüdischen Geist zurückfallen ließ, zur Ehre seiner Religion und seines Volkes.

Glich nun der Heimgegangene so einem feingeschliffenen Edelstein, der, wie immer man ihn wendet, eine Fülle von Glanz ausstrahlt, wer wollte da herausfinden, welche Seite die schönste, glänzendste und blendendste sei? Wer könnte bei dem genialen Geiste, bei dem Reichtume an Seelenkräften und Leistungen des Dr. Jellinek herausheben, welche derselben die rühmens- und bewunderwerteste sei? Doch möchte ich in einem Nachrufsworte aus talmudischer Zeit alles zusammengestellt finden, was sein Können und Wesen ausmacht und bezeichnet. Als nämlich Rabbi Elieser Bar Simeon starb, rief ihm sein Zeitalter den Vers aus Schir-Haschirim nach: Was ist, das da heraufkömmt aus der Wüste, Rauchsäulen gleich, Wohlgeruch von Myrten und Weihrauch, duftender als alle Würze der Kaufherrn? Ja, so deuteten

*) Aus der „Neuzeit“.

seine Zeitgenossen nach der damaligen Bildersprache diesen Vers. Gleich einem würzbeladenen Kaufherrn steigt Rabbi Elieser mit einem wohlduftenden Namen von der Wüste dieser Erde auf zum Himmel, denn er war ein Gelehrter und Lehrer in den Schriften des Judentums, ein Dichter und Prediger auf der Stätte der Belehrung und Erbauung (Karja we-tanja u-paiton we-darschon).

Dr. Jellinek war ein selten großer Gelehrter und ist durch seine vielfachen und weitverzweigten Kenntnisse im Bereiche des jüdischen Schrifttums der Lehrer von Tausenden geworden, die aus seinen Werken, die weit über Hundert zählen, sich belehrten, Anregung fanden, Gedanken holten und Wissen schöpften. Daß er dies werden wird, versprach er schon als Kind, das als Wunderkind galt. Denn schon in zartester Jugend hatte er eine Fülle jüdischen Wissens in sich aufgenommen, und zu seinem 13. Jahre konnte er bereits die damals berühmte Jeschiba des großen Talmudisten und scharfsinnigen Kasuisten Moses Wannefried beziehen, wo sein ungewöhnlich scharfer Geist Aufsehen erregte. Wenn der jüngste Bachur Aron Jellinek eine Frage an seinen Rabbi richtete oder eine schwere Frage desselben sofort beantwortete, ruhten die Augen der großen Jüngerschar auf dem schwachen Jüngling und sie staunten über seinen aufblitzenden Geist und sein durchdringendes Denkvermögen. Wie es von der Geburt Moses nach agadischer Erklärung heißt: Die Mutter sah, daß das Kind schön sei, denn gleich nach seiner Geburt füllte ein ungewöhnliches Lichtmeer das Haus, so brach bereits in Jellinek's Kindheit und Jugend jenes seltene Geisteslicht hervor, welches später immer größer und stärker das Judentum und die jüdische Wissenschaft durchströmen sollte. Und der Mann hielt, was das Kind versprach: Aron Jellinek ist ein Hohepriester der jüdischen Wissenschaft geworden, einer der vornehmsten und erleuchtetsten Geister, ein klarer Denker, ein tiefer Forscher, ein kräftiger und unermüdlicher Träger der Thora, ein hochansehnlicher Gelehrter, Lehrer und Vertreter des Judentums, dessen geistiger Einfluß weit reichte, vor dessen wissenschaftlicher Autorität die jüdische Welt sich beugte und dessen Wort überall das größte Gewicht und die ungeteilteste Anerkennung genoß.

Als Gelehrter und Lehrer hat Dr. Jellinek nicht nur das jüdische Schrifttum mit seltener Hingebung gehegt und gepflegt, die jüdische Litteratur mit unvergänglichen Schöpfungen bereichert und mit eigenen großen Kosten gefördert, sondern er war darin ein Schatzgräber und entdeckte Goldminen des Geistes, die Jahrhunderte vor ihm unbekannt waren, verborgen und unverwertet lagen. Durch die Gediegenheit und Gründlichkeit seiner biblischen und talmudischen, historischen und philologischen, litterarischen und biographischen, philosophischen und theologischen Kenntnisse fand er im biblischen und talmudischen, historischen und philologischen, litterarischen und biographischen, philosophischen und theologischen Kenntnisse fand er im biblischen, talmudischen und nachtalmudischen Schrifttum neue Gedenksätze und Geistesquellen, die er zum Ruhme des Judentums und dessen Denker veröffentlichte und verbreitete. Mit ungeheuren Opfern an Geld und Mühe erwarb er alte Manuskripte aus früheren Jahrhunderten, um sie zu edieren und dadurch der jüdischen und nichtjüdischen Welt zu zeigen, welchen Reichtum an Wissen und Kenntnissen aller Gebiete alte jüdische Werke enthalten, und wie das geistige Leben, das litterarische Schaffen, das auf der Höhe der Zeit stehende Denken und Erkennen, auch in der Vergangenheit des Judentums nicht stille stand und lebendig pulsierte, selbst wenn der Druck der Zeit, die geistige Schlaffheit und Niedrigkeit der Umgebung den jüdischen Geist hätte beugen, erdrücken und verfinstern können. Jedoch hat er nicht nur verschollene Geistesschätze an den Tag gebracht und den Freunden der Wissenschaft zugänglich gemacht, sondern war selbst ein fruchtbarer und geistvoller Schriftsteller, produzierte neues aus altem, schuf neue Gedanken, entwickelte neue Ideen, stellte neue Grundsätze auf zum Verhältnis von Bibel und Talmud, bahnte neue Wege zum Eindringen in die litterarische Arbeitsstätte jüdischer Denker, zur Aufhellung der Geschichte, zur Erkenntnis des Entwickelungsganges des Judentums und zur Beleuchtung des Seelenlebens seines Volkes, für dessen Glauben, dessen Litteratur, dessen Ehre, dessen Beruf unter den Völkern er eine grenzenlose Begeisterung besaß und in Wort und Schrift hingebend thätig war.

Die Juden von Berlin

zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts.*)

Von L. Simon, Posen.

Seine litterarische Bedeutung verdankt Berlin zunächst Lessing und Mendelssohn. Erst seit beide (1757) die berühmten Briefe über die Litteratur herausgaben, strömten die deutschen Gelehrten und Schriftsteller dahin; allein öffentliches, soziales und wissenschaftliches Leben wurde da noch lange vermißt. Die Klasse der Großhändler, der Finanzen, wie man heute sagt, war einesteils noch gar beschränkt an der Zahl, andererseits hielt sie sich nach altväterlicher Weise, auf das Hauswesen beschränkt; ein eigentlicher Mittelstand bestand noch garnicht und fing eben an, sich zu bilden und suchte im Wirtshaus oder in der Tabakskneipe seine Erholung; der Beamte starb mit seinem erbärmlichen Gehalte Hungers oder war eine reine Arbeitsmaschine der Büreaukratie geworden, sofern er nicht dem Adelstande angehörte, wo er dann in strengster Abgeschiedenheit von seinen bürgerlichen Kollegen lebte; die hohe Aristokratie, ebenso stolz wie unwissend, blickte auf die Wissenschaft und ihre Vertreter als weit unter ihr stehend, hochmütig hinab. Am Hof war es traurig; Friedrich II., ohnedies ganz und gar der französischen Litteratur zugewandt und die deutsche Sprache als ein barbarisches Idiom verachtend, zeigte sich in späteren Zeiten kaum mehr außerhalb seines lieben Sanssouci, und die Königin lebte getrennt zu Schönhausen; auch wurde es nicht besser, als (1786) Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg.

Das Verdienst, diesen zerfahrenen Elementen einen sozialen Mittelpunkt gegeben zu haben, gehört zum Teil einem Juden: Mendelssohn. Schwächlichen Körpers, mißgestaltet, arm — so kam er als vierzehnjähriger Junge nach Berlin, wo der jüdische Vorstand (1750) kurz nach seiner Ankunft einen jüdischen Knaben aus der Stadt vertrieb, weil er — im Auftrage eines Christen, ein deutsches

*) Nach ungedruckten Quellen bearbeitet.

Buch aus einer Straße in die andere getragen hatte. Fast ebensogroß wie die jüdische, war die christliche Ausschließlichkeit und es waren die Vorurteile gegen die Juden stärker, als der Wille des (übrigens thatsächlich selbst gegen die Juden intoleranten) Königs, der erklärt hatte: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden.“ — „In diesem sogenannten Lande der Toleranz,“ schrieb Mendelssohn damals, „lebe ich der Toleranz wegen abgeschlossen, und wage es nur, dann und wann abends, einen Spaziergang zu machen. „Papa,“ ruft die liebe Unschuld, „was schreien uns denn diese Gassenjungen nach? Warum werfen sie uns mit Steinen? Was haben wir ihnen denn gethan? — Ja, lieber Papa, sagt ein anderes der Kinder, sie laufen uns in den Straßen nach und schimpfen: Jud', Jud'! Ist es denn eine so große Schande, Jude zu sein? — Ach, ich schlage die Augen nieder und seufze in mir selbst: Menschen, Menschen, wohin ist es doch mit Euch gekommen?“

Wir haben es hier nicht mit Mendelssohns philosophisch-populären Schriften zu thun, welche den englischen Deismus zur vorherrschenden Religion aller Gebildeten in Deutschland machten und nicht mit seinem Jerusalem, diesem ersten Programm einer Trennung zwischen Staat und Kirche, das der große Kant freudig begrüßte als „den Vorläufer einer großen Reform, der sich langsam entwickeln, aber alle Religionen umfassen würde.“ Nur die gesellige Stellung, der persönliche Einfluß des jüdischen Philosophen soll uns hier beschäftigen.

Bernard, der Inhaber einer großen Seidenfabrik, hatte Mendelssohn als Lehrer seiner Kinder schätzen gelernt und ihn als Associe in sein Geschäft aufgenommen. Mendelssohn hatte sich verheiratet und war von einer Familie umgeben, die ihn anbetete. In immer noch sehr bescheidenen Verhältnissen, öffnete er sein einfaches, aber gastfreies Haus den „Lichtfreunden“ und der Verfasser des „Sebaldus Nothantier“, Nicolai, der vom Buchhändler zum Schriftsteller geworden war, den Göthe in der „Walpurgisnacht“ unter dem Titel „Proctophantasmist“ abkonterfeit und damit unsterblich gemacht hat, blieb nicht lange der einzige Christ, der das Haus besuchte und der im Besitze großen Reichtums, bald die Gastfreiheit der Juden nachahmte und von Zeit zu Zeit die Gelehrten bei sich empfing.

In Mendelssohns Hause ging es nach altväterlich jüdisch-patriarchalischer Weise her. Die jüdischen Speisegesetze und der Sabbat wurden aufs strengste beobachtet und seine Frau trug das Sammetband um die Stirne, welche die Haare der jüdischen Gattinnen unsichtbar machen soll; seine Tochter Dorothea verheiratete er nach damaliger jüdischer Sitte mit sechszehn Jahren und ohne sie zu befragen. Der vortreffliche Mann ahnte nicht, daß Dorothea und ihre Schwester Henriette, beide höchst geistreich, aber träumerisch und exaltiert seine Erziehungsgrundsätze nicht rechtfertigend, dereinst fromme und andächtige Katholikinnen werden würden.

Mehr und mehr, namentlich jüdische Häuser, ahmten dem Philosophen nach. Die christlichen Orthodoxen, die damals noch unumschränkt herrschen und die modernen Ideen ebenso wie gesellschaftliche Vereine, Putz, Theater und alle Weltfreude verdammten, waren wütend über die gemischte Gesellschaft in der Juden Häuser und hätten gerne den Juden und ihren Töchtern jeden christlichen Umgang nit der Strenge des Gesetzes verboten, wenn es nur gegangen wäre. Anders dachten freilich die jüdischen Frauen, die, um 1770 geboren, aus Mendelssohn's geistigen Eroberungen bereits Nutzen gezogen hatten. Sie liebten die Lektüre, und die englischen Romane waren ihr Entzücken. Auch Französisch hatten sie gelernt, und mit wem sollten sie es sprechen, wenn nicht mit den jungen Adeligen, die aus Paris zurückkamen? „Alle Elegants und junge Gelehrten, schreibt Schleiermacher 1798 an seine Schwestern, welche gute Gesellschaft suchen, ohne sich zu großen Zwang anzuthun, lassen sich in diese großen jüdischen Häuser einführen, wo man alle Männer von Talent aufnimmt“.

Unter diesen jüdischen Salons zeichnete sich durch seinen Luxus und seine Eleganz der des Banquier Cohen aus; man spielte französisches Theater, und die in der französischen Litteratur eine Stelle einnehmende Frau v. Genlis machte sich dort einen Namen als Schauspielerin. „Was wollt Ihr“, sagte die geistreiche Französin zu den Bewunderern ihres nicht geahnten Talents, „ich habe ja mein ganzes Leben Komödie gespielt“. — Doch war es das Haus des Geheimrats Ephraim, wo die adligen Offiziere und die Gelehrten sich am liebsten versammelten. Einer der häufigsten Besucher, jener Leuchsenring — der Pater Brey Göthe's, der ihm und seiner mysteriösen Kassette eine Stelle in „Dichtung und Wahrheit“ (Buch XIII) widmete — und der die Tochter des alten Israeliten gerne geheiratet hätte. Als dies fehlschlug, ging der deutsche Cagliostro, Mystiker, Charlatan und Abenteurer zugleich, nach Paris, begleitet von einer andern Israelitin, Fräulein Bielefeld, die ihm und sich selbst, durch eine seltsame Abwechselung zwischen Liebe und Haß, eine lange Hölle bereitete. Adele Cohen, von Leuchsenring befreit, heiratete kurz darauf einen vornehmen preußischen Adligen.

Sie war nicht die einzige ihrer Glaubensgenossinnen, die eine glänzende Heirat machte und wurde bald verdunkelt durch die beiden Töchter des Banquier Meyer, dessen Haus an Reichtum und Fröhlichkeit mit dem Cohen's und Ephraim's wetteiferte. Beiden Töchtern, schön, liebenswürdig, unterrichtet, war von früher Jugend eifrig der Hof gemacht worden; Lessing und Harden sollen es versucht haben, der älteren, Sara (geboren 1760), zu gefallen; Göthe fand sie reizend, obgleich böse Zungen ihr nachsagten, daß sie wenig Geist besitze, und stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihr; Frau v. Genlis betete sie an und der alte Fürst Ligne, dieser Typus eines philosophischen Edelmannes des 18. Jahrhunderts, war rein in sie verliebt. Nach einer kurzen, sehr kurzen Konventionsheirat ließ sich Sara taufen, kehrte wieder zum Judentum zurück; heiratete zuletzt Herrn v. Grottniß, einen lievländischen Edelmann, und bald bildete ihr Haus eines der glänzendsten in Berlin. Von gutem, ja vortrefflichem Herzen, besaß sie eine sehr hervorstechende, obgleich unschuldige Koketterie, und nach dem Zeugnisse Rahels (von Varnhagen) eine fast bis zur Narrheit gehende Eitelkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Eine jüdische Nase.

Humoreske von S. N. Margulies.

(Fortsetzung).

Um dieselbe Zeit, wo unsere Erzählung angelangt ist, tauchte in Rußland am Himmel der chirurgischen Welt ein großer Stern auf und machte viel von sich reden. Es war

der Name Nikolay Pirogoff, erster Chirurg in Moskau und nachmaliger Professor in St. Petersburg. Die Zeitungen brachten in ihren Spalten langatmige Artikel über die unglaublichsten Operationen, die er ausführte, und setzten mit ihren Berichten alle Welt in Erstaunen. Waren auch die ihm nacherzählten Wunder zum Teil übertrieben, so verdiente seine außerordentliche Geschicklichkeit auf diesem noch so neuen Gebiete wirklich alles Lob, und man hatte es hier in der That mit einer phänomenalen Erscheinung zu thun. Pirogoff galt in Rußland als der größte Anatom seiner Zeit und als der Erfinder einer neuen Methode, mittels welcher er jedes Defekt des menschlichen Körpers: Hände, Füße und auch Nasen künstlich ersetzen konnte. Der Ruf dieses großen Chirurgen kam auch zu Ohren Pan Kochanskis, und er sah darin einen Wink des Schicksals, bei dem genialen Operateur in seiner Bedrängnis Hilfe zu suchen. Es fiel wie ein plötzlicher Lichtstrahl in sein betrübtes Gemüt und zeigte ihm den Weg, den er einschlagen mußte, um sich von seinem Leid für immer zu befreien. Er folgerte recht logisch, daß es für einen Pirogoff, dem es vortrefflich gelang, ganz neue Nasen herzustellen, ein Leichtes sein müßte, eine vorhandene und sogar stark entwickelte Nase ein wenig umzumodeln. Der Wunsch, der der Vater des Gedankens ist, leitete ihn auf diese Idee und wiegte ihn in der Hoffnung eines glücklichen Ausganges. Sein Entschluß stand daher auch fest: hier wollte er ein für allemal sein Heil versuchen, und er schreckte nur noch vor den bedeutenden Kosten zurück, die die weite Reise nach Moskau erforderte. Ein polnischer Schlachzig kann, ob er reich oder auch arm ist, eben nicht wie der erste beste Kaufmann reisen; er muß Extrapost oder Bahn erster Klasse nehmen und mit dem Gelde überall um sich werfen. Da kam ihm aber ein an sich unglücklicher Zufall unerwartet zu Hilfe. Ein reicher Kniaz (Fürst) in Wolhynien, dessen Gut nur eine Tagereise von dem seinigen entfernt lag, war auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde verunglückt, und es hieß, daß Pirogoff zu ihm berufen wurde. Das war ja die beste Gelegenheit, auf billige Weise zu diesem Manne zu gelangen und die durfte er sich nicht entschlüpfen lassen. Ihm war es aber auch darum zu thun, jedes Aufsehen zu vermeiden, und er forschte daher im stillen nach, um zu erfahren, an welchem Tage der große Chirurge in jenem Orte eintreffen sollte. Das gelang ihm aber nicht, denn man schien am Fürstenhofe absichtlich ein Geheimnis daraus zu machen, wahrscheinlich, damit man es verhindere, daß Pirogoff, dem ein so großer Ruf voraneilte, von aller Welt überlaufen werde. Pan Kochanski, überaus glücklich über die Möglichkeit, in kurzem sein Ziel zu erreichen, hielt es unter allen Umständen für zweckmäßig, auf der Stelle nach X. aufzubrechen und sich in der Nähe des Hofes einzuquartieren, um gleich auf dem Posten zu sein, sobald der ersehnte Besuch aus Moskau, sein rettender Engel, eintreffen würde. Daß man mit einem Pan Kochanski eine Ausnahme machen und ihm Zutritt gewähren wird, daran zweifelte er nicht. Also: gedacht, gethan, und eines schönen Morgens, kaum daß der Tag zu grauen begann, wurde der beste „Tarantas" und die feurigsten Rosse aus dem Stalle gezogen und, dank einiger sehr kräftigen Züge, die Stepanko, der Kutscher, aus einer großen Schnapsflasche that, ging es mit rasender Schnelligkeit nach X., das noch in derselben Nacht erreicht wurde. Dieser Ort, ein richtiges russisches Nest, besaß mehrere schmutzige, für Bauern und Volk bestimmte Einkehrhäuser, und nur ein einziges, von einem Juden gehalten, hatte ein gewisses vornehmes Aussehen, welches denn auch von den Reisenden der besseren Klasse benutzt wurde. Natürlich gedachte Pan Kochanski, in diesem sein Absteigequartier zu nehmen. Die Fahrt ging vortrefflich vonstatten, nach langer Zeit fühlte sich unser Held wieder in guter Laune, was sich zum Teil auch davon herschrieb, daß man auf der Reise, wie üblich, vor vielen Wirtshäusern Halt machte, und Herr und Knecht überall den ausgeschenkten Getränken nach Gebühr die Ehre erwiesen. Während des Rüttelns und Schüttelns auf den ungeebneten, holprigen Wegen, kam Pan Kochanski auch auf einen guten Einfall, von dem er sich einen köstlichen Spaß versprach. Wie jeder polnische Edelmann, der viel Verkehr mit Juden hat, war er in ihren Sitten und Gebräuchen recht bewandert und liebte es zuweilen ihre Sprache, die er völlig beherrschte, nachzuahmen. Spielen wir einmal den Juden, sprach er zu sich, noch habe ich ja leider meine unglückliche Physiognomie, so wollen wir denn probieren, wie wir uns in dieser Rolle ausnehmen werden. Wer weiß, wie lange es mir bestimmt ist, in diesem langweiligen Neste, in dem ich niemand kenne, zuzubringen und die Aussichten auf ein förmliches Einsiedlerleben, ohne Pharao, oder sonstiges jeu, sind wahrlich nicht sehr verlockend. Vielleicht bringt mir diese Verstellung im Hause eines Juden einen angenehmen Zeitvertreib. Und Kochanski beschloß, sich den Namen Meyerowicz beizulegen und sich als jüdischer Kaufmann aus Warschau bei seinem Wirte einzuführen. Er spann den schönen Plan in seinem Gehirn noch weiter aus und lachte über seinen eignen drolligen Einfall so hell auf, daß Stepanko, der Leibkutscher, sich von seinem Sitze umwandte und ihn verwundert ansah. —

Volle vierzehn Tage sind verflossen, seitdem unser Held in bester Stimmung in X. eintraf. Er hatte sich richtig im „Warschauer Hof" — diesen Namen führte das erwähnte Einkehrhaus — einquartiert und dem Wirte, Reb Mordachaj Jurborg, in seiner angenommenen Rolle vorgestellt. Die Verstellung gelang ihm meisterhaft und gewährte ihm die Genugthuung, sich von seinem Gastgeber ohne Argwohn als Glaubensgenossen betrachtet zu sehen. Er machte sich kein Gewissen daraus, harmlose Leute hinters Licht zu führen und freute sich auf den gelungenen Streich, den er ausgeheckt und auf die mutmaßlichen Begegnisse, die sich daran knüpfen würden, die er später, gehörig aufgeputzt, zu Hause bei einer schäumenden Bowle zum Besten zu geben gedachte. Ein gelungener Kerl, ein famoser Spaßvogel, dieser Kochansky! hörte er schon im Geiste die ganze Tischrunde, alle die skis und ckis wie aus einem Munde ausrufen. — Unterdessen erkundigte er sich täglich im Schlosse, wie es mit dem Besuche Pirogoff's stehe. Wer aber sobald nicht kam, war dieser. Es geht mit dem Messias wie mit allem, was man herbeiwünscht, es läßt immer auf sich warten. Inzwischen versuchte er, nun die Zeit nützlich auszufüllen, als richtiger Don Juan mit einer hübschen Kammerzofe des Kniaz eine Liebelei anzuknüpfen, die jedoch keinen Erfolg hatte und seiner Eitelkeit einen kleinen Schlag versetzte. Darüber tröstete er sich aber jetzt leichter; konnte doch noch immer seine Nase für die Niederlage verantwortlich gemacht werden, und diesem Uebel sollte ja höchst wahrscheinlich bald abgeholfen werden.

Bessere Aussichten auf ein galantes Abenteuer schienen sich ihm aber im Gasthofe selber, wo er einen Magnet von noch größerer Anziehungskraft entdeckte, zu eröffnen. Reb

Mordachaj Jurborg besaß eine reizende Tochter mit schönen, dunklen Augen und klassischen Zügen — nach dieser warf er alle seine Netze aus. Mirjam hieß das liebliche Geschöpf, die jetzt der Gegenstand seiner glühendsten Schwärmerei wurde, und die er nun, so oft es anging, in ein Gespräch hineinzog und an sich zu fesseln suchte. Das ahnungslose, unschuldige Mädchen sah nichts Arges darin, mit dem Gaste, der ein anständiger Kaufmann zu sein schien und vielerlei zu erzählen wußte, zu plaudern. Er bewegte sich anfangs ganz in den Grenzen des Anstandes, und da sie, während er mit ihr sprach, zumeist mit einer Arbeit beschäftigt war, entgingen ihr die zärtlichen Blicke, die er ihr dabei zuwarf. Mirjam war, wie er gesprächsweise erfuhr, bereits verlobt, sie war die Braut eines Moskauer Kaufmannes, mit dem sie in einigen Monaten ihre Hochzeit feiern sollte. Daran kehrte sich aber der edle Kochanski wenig, der stets blind seiner Leidenschaft, niemals aber der Stimme des Gewissens folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander in Judäa.

Auf seinen Zügen durch die Morgenlande
Kam Alexander auch mit seinem Heer,
Dem sieggewohnten nach des Jordans Strande.
Da zogen mit Geschenken reich und schwer,
Judäas Völker eilig ihm entgegen,
Deß Ruhm erschollen über Land und Meer.
Doch wollt er sich zum Frieden nur bewegen,
Wenn sie sein Bild im Tempel aufgestellt,
Vor diesem betend auf die Knie sich legen,
Wie sie es thaten vor dem Herrn der Welt;
„Wo nicht, — so spricht er, — will ich schnell zerstören
Den heil'gen Tempel und was er enthält
Das ganze Land zur Wüstenei verheeren,
Wenn unerfüllt Ihr lasset mein Gebot!"
Da nahen ihm die Priester: „„Unsre Lehren,
O großer König, künden uns den Tod,
Wenn wir zu einem andern Gotte flehen
In unsrer Freude wie in unsrer Not.""
„Woran denn sonst ihr Störrigen, soll ich sehen,
Daß ihr als einen Herrscher mich verehrt?!"
Ruft Alexander, und die Armen stehen
Von seinen Zornesblicken ganz verstört:
So soll ein fremdes Bild den Tempel schänden
Des Gottes, der den Vätern sich bewährt? —
Und zu den Aeltsten ihres Volkes wenden
Die greisen Priester sich beratend hin,
Ob sie in Eile wohl ein Mittel fänden,
Zu beugen Alexanders harten Sinn. —
Bald kehren sie zum Mächtigsten der Erde:
„„Was bringt Dir unser Elend für Gewinn?
Was frommt es Dir, wenn Judas kleine Herde
Du, Großer, niedertrittst in tiefen Staub?
Daß zum Gespött sie bei den Völkern werde.
O, gieb uns der Verzweiflung nicht zum Raub!
Erwirb dir noch zu Deinen Siegeskränzen
Des heil'gen Oelzweigs immer grünes Laub! —
Dein Bild darf nicht in unserm Tempel glänzen,
Wo wir beschworen unsres Gottes Bund,
Wo wir der Opfer heil'ges Blut kredenzen —,
Doch geben wir durch andre Zeichen kund,
Daß wir als großen König Dich verehren,
Daß Frieden uns ertönt' aus Deinem Mund:
Die Knaben, so die Frauen uns gebären,
Die jetzt mit schwangrem Leib gesegnet sind,
Sie sollen nur auf Deinen Namen hören,
Und Alexander heiße jedes Kind.
Das schwören wir! — Dann lebt Dein Nam' auf immer,
Getragen durch Aeonen wie im Wind,
Zu unsren spätsten Enkeln, bis in Trümmer
Die Welt und ihre Sonne einst zerstäubt;
Und ewig neu glänzt Deiner Thaten Schimmer
Wenn man den Namen Alexander schreibt!"" — —
Da lächelt ihnen zu mit Göttermilde
Der große Held und spricht: „Mein Name bleibt!
Doch thut also; dann braucht vor meinem Bilde
Ihr nicht zu flehen. Nur haltet Schwur und Wort!"
Er sprach's, verlassend Israels Gefilde,
Und zog zu neuen Siegen rastlos fort.

L. K.

Der Judenturm.

Die „Nordhäuser Zeitung" schreibt: Bei Gelegenheit der Besichtigung von zu einem Schulneubau geeigneten Plätzen in unserer Stadt ist, wie bekannt, auch der Rähmenplatz in Frage gekommen und dabei erörtert worden, daß derselbe durch Abbrechung des Judenturms und der von ihm auslaufenden Mauer sich recht wohl noch beträchtlich vergrößern lassen werde. Dies hat das allgemeine Interesse auf diese, vielen ganz unbekannte Gegend unserer Stadt gelenkt, und wir geben über die Oertlichkeit deshalb folgende Mitteilungen. 1356 wird zum ersten male „das alte Judenhaus in der Hütergasse" erwähnt. Der Judenfriedhof befand sich damals auf dem Rähmen, und zwar wahrscheinlich in der Ecke beim jetzigen Judenturme. Hier wird also auch die bekannte Verbrennung der hiesigen Juden im Jahre 1349 vor sich gegangen sein. Der Rähmenplatz hieß damals Löseberg. Auf einem Teile des Platzes waren bereits 1456 auch Rahmen zum Trocknen des Tuchs aufgestellt, und zwar auf der Seite nach dem Tuchmachergildehause, welches an der jetzigen Frauenberger Stiege lag. Daher der Name „Tuchrähmen" und später kurzweg „Rähmen." Die zweite (äußere) Stadtmauer zwischen dem unteren Rautenthore und der Mauer, welche von dem Thorturme an der Frauenberger Stiege hinüberlief, scheint weit älter, als der an ihr gelegene Judenturm, dessen Erbauung man etwa in das Jahr 1840 zu setzen hat. Die an ihm eingemauerten vier jüdischen Grabsteine sind älter, und also wohl dem dortigen Judenfriedhofe entnommen und in das Mauerwerk des Turmes eingesetzt. Sie stammen aus den Jahren 1416—1438, und sind wohl die ältesten jüdischen Grabsteine im ganzen mittleren Deutschland. Die Inschriften lauten in Uebersetzung: 1. (Juli 1416) „Diesen Stein, welchen ich gesetzt habe als ein Denkmal, wurde errichtet zu dem Haupte des Herrn Joseph, des Sohnes des Herrn Salomo, des hier Begrabenen, am 1. Tage, dem 17. des Monats Tamus, des Jahres 176 nach der Zählung

des sechsten Tausends. Es sei seine Seele eingebunden im Buche des Lebens." 2. (Jan. 1425). „Hier ist beigesetzt die ehrbare Frau, Frau Freude, Tochter des Herrn Abraham, des Priesters, welche begraben wurde am 3. Tage, sieben Tage im Monat Tebeth des Jahres 185 nach der Zählung im sechsten Tausend. Es sei ihre Seele" u. s. w. 3. (August 1438). „Hier ist beigesetzt der ehrbare Mann, Herr Ephraim, Sohn des Herrn Abraham, mit seinen drei Töchtern, eine an seiner Seite, und zwei zu seinen Füßen, am 2. Tage des Neumonds Ab, des Jahres 199 nach der Zählung im sechsten Tausend. Es sei ihre Seele" u. s. w. 4. (Januar 1439). „Diesen Stein habe ich gesetzt als Denkmal dem Manne, dem Vater, meinem Erzieher, Herrn Salomo, Sohne des Herrn Isaak, gesegneten Andenkens, welcher hier begraben ist am 1. Tage, dem vierundzwanzigsten Tage des Monats Tebeth und des Jahres 5199 nach der Zählung des sechsten Tausend. Es sei seine Seele" u. s. w. Im Jahre 1546 wurde es den Juden vom Rate untersagt, noch weiter hier zu beerdigen, und 1558 wurde der gesamte Platz den Tuchmachern für ihre Zwecke in Pacht gegeben. Der Judenturm war, wie noch heute zu ersehen, ganz besonders fest. 1484 wird er der „Zwinger am Judenkirchhofe" genannt. Seine Besatzung für den Kriegsfall schwankte zwischen 4 und 7 Mann. Die Ausrüstung bestand aus einer eisernen Steinbüchse mit drei Kammern, einer kupfernen Steinbüchse, einer Tarrasbüchse sowie 3 Hackenbüchsen. Im Jahre 1540 hatte der Judenturm 2 Stein- und 6 Hackenbüchsen, die von 6 Mann bedient wurden. Der Nähmen mit seinen Umgebungen ist also ein in unserer Stadtgeschichte ganz besonders hervorragender Punkt.

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

*fr. Die antisemitischen Radaugesellen im **niederösterreichischen Landtag** haben neulich wieder die üblichen Skandalszenen aufgeführt. Anläßlich des Antrages gegen die Erhöhung der Verpflegungsgebühr in den Wiener Spitälern sagte der Antisemit Gregorig u. a.: „Wir hoffen, daß einmal die Judengüter von Staatswegen eingezogen werden. Die Wiener Universität ist heute ein an einem Nothnagel hängendes Mauscholeum." (Alter „Witz!" Red.) Der Rektor der Wiener Universität, Professor Müller, ein katholischer Priester, wies die Angriffe des Vorredners auf die Universität sowie die antisemitischen Auslassungen sehr scharf zurück und berief sich auf das Urteil Dantes und des Thomas von Aquino über die Juden. Wenn er auch als Lehrer Spinoza bekämpfe, so neige er sich doch vor diesem großen Geiste und diesem edlen Menschen. Den Mathematiker Jacobi könne man nicht aus der Geschichte der Wissenschaft streichen, blos weil er Jude sei. Die Antisemiten begleiteten die Rede mit höhnischen Zurufen, Schneider rief: „Der wird Ehrenrabbiner". Lueger erwiderte, der Rektor schließe die Augen vor den Zuständen an der Wiener Universität; an der medizinischen Fakultät seien über die Hälfte der Studenten Juden, und es herrsche ein Kliquenwesen, daß Christen gar nicht aufkommen können. Müller: „Beweisen Sie es!" Lueger: „Traurig, wenn ein Rektor sich zum Verteidiger des Judentums aufwirft und ein katholischer Priester den Beifall der Judenliberalen sucht!" Die Antisemiten brachen in einen Beifallssturm aus, in den auch die Gallerien einstimmten. Der Landmarschall rief den Antisemiten zu: „Benehmen Sie sich anständig!" worauf langanhaltender Tumult folgte. Man hörte Pfuirufe und Schimpfworte. Schließlich erhielt Lueger einen Ordnungsruf.

*g. **Auswanderung aus Rußland.** Aus Wilna wird uns geschrieben: Die Auswanderung von Juden aus den litthauischen Gouvernements dauert unaufhaltsam fort. Dieselben rekrutieren sich fast ausschließlich aus den ärmeren Klassen und gehen, von dem Komite des Barons Hirsch unterstützt, nach Argentinien. Der Baron hat in diesem Lande einen Ingenieur namens Lapin angestellt, der zugleich ein tüchtiger Landwirt ist und sich mit der Organisation jüdischer Kolonien und der Unterweisung der eingewanderten Juden in der Landwirtschaft befassen soll. Derselbe bezieht von dem Baron Hirsch ein Jahresgehalt von 25.000 Francs. In diesen Tagen sind ungefähr 120 jüdische Familien aus dem Gouvernement Grodno über Libau an Bord gegangen, um jenseits des Ozeans ihr Glück zu suchen. Im April sollen sich zahlreiche Partien auf den Weg nach Amerika begeben.

* Das Organ des **russischen** Kriegsministeriums „Rußki Invalid", hat vor kurzem das endgiltige Ergebnis der am 30. September 1894 geschlossenen Rekrutierungs-Arbeiten publiziert. Man ersieht daraus, daß von 734 342 jungen Leuten, welche für die Assentierung ausgelost waren, sich 573 935 Christen, 40 994 Juden, 24 113 Muhamedaner und 1 047 Heiden befinden. Dre Zahl der ausgehobenen Rekruten betrug 257 674, darunter 16 216 Juden. Bei der Aufrufung fehlten 750 Christen, 2 894 Juden, 588 Muhamedaner und 94 Heiden. Die Zahl der aus irgend einem gesetzlichen Grunde vom Dienst befreiten Rekruten beträgt 8,5 pCt. für die Heiden, 5,7 pCt. für die Muhamedaner, 3,6 pCt. für die Christen. Unter Hinweis auf diese Ziffern stimmen nun die Antisemiten ihr altes Lied an, daß die Juden sich mit allen Mitteln vom Militärdienst frei zu machen suchen. Wenn man indessen obige Zahlen näher untersucht, findet man: 1. daß das Verhältnis der zur Rekrutierung einberufenen Juden 2,58 pCt. der gesamten Einberufenen beträgt, wogegen die Juden kaum 4 pCt. der Gesamtbevölkerung des Reiches ausmachen; 2. daß die Zahl der inkorporierten 6,3 pCt. beträgt, anstatt 4 pCt.; 3. daß die Zahl derjenigen Juden, denen der Militärdienst erlassen wird, eine geringere ist, als bei den Rekruten anderer Konfessionen. Dies dürfte wohl in den Augen jedes Unbefangenen eine ausreichende Antwort auf die gegen unsere Glaubensgenossen erhobenen Vorwürfe sein. Indessen bleibt das enorme Verhätnis der beim Appell fehlenden jüdischen Jünglinge (2 894 bei einer Gesamtzahl von 4 326) immerhin auffallend, aber die Erklärung ist schon hundertmal gegeben worden: jene angeblichen „Defizite" sind thatsächlich fiktive, d. h. in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, sonder durch die leichtfertige Führung der jüdischen Matrikel-Listen entstanden, in denen Leute figurierten, welche längst gestorben, verzogen oder ausgewandert sind, aber trotzdem in den Listen stehen blieben. Es wäre darum an der Zeit, die früher vergebens unternommenen Versuche wieder aufzunehmen, auf

eine durchgreifende Säuberung der Matrikellisten, welche so leichtfertig geführt wurden, zu dringen. Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung, für die russische Judenheit, eventuell zuständigen Ortes die Mittel zur Verfügung zu stellen, und derjenige, der die Iniative hierzu ergreift, kann der freudigen Mitwirkung weitester Kreise sicher sein.

*m. „Und dräut der Winter noch so sehr, — es muß doch Frühling werden!" . . . Trotz des geifernden Eifers, mit dem vor kurzem noch auch deutsch-antisemitische Blätter über die von russischen Juden zur Erleichterung ihrer schrecklichen Lage geschehenen Schritte gethan und welche von den ersteren als „Katzbuckeln" hingestellt wurden, scheint im Lande des Zaren mit dem jungen Herrscher Nikolaus II. eine Wendung zum besseren für die armen russischen Glaubensgenossen eingetreten zu sein bezw. eintreten zu wollen. Mehr noch als die verfügte Sistierung der bekannten, boshaft erdachten und eben so gehandhabten Ausweisungsordre für alle der Grenze näher als fünfzig Werst lebenden Juden spricht hierfür die Thatsache, daß endlich auch einmal wieder ein antisemitisches russisches Blatt, der „Grahdanin", eine allerdings nur einseitig beschränkte Kundgebung zu Gunsten der Juden veröffentlicht, indem es einen „Militär" den Nutzen schildern läßt, den die russischen Juden speziell dem Militär bringen. Die Truppen seien froh, daß es Juden gäbe, daß sie von den letzteren alles billiger und williger erhielten, als beispielsweise von den Polen. Der Autor schließt seine Ausführungen mit folgender Bemerkung:

„Es kommt z. B. ein Offizier in den Flecken, um irgend etwas zu kaufen; er wendet sich an irgend einen Juden und erhält von demselben allerlei Waren auf Borg; der Jude sieht ihn zum ersten Mal, sein Regiment liegt vielleicht 5—6 Werst weit im Lager, und dennoch verlangt der Jude nichts Schriftliches, fragt nicht einmal nach dem Familiennamen — wie ich es selbst erlebt habe.

Anders sei der Pole, der keinen Kredit giebt — wie der Autor selbst erfahren hat, als er ein erhandeltes, doch noch nicht bezahltes Pferd besteigen wollte und der Verkäufer sein quod non sprach."

Der „St. Petersburg Herold", dem wir diese Notiz entnehmen, bemerkt dazu, daß das zwischen Juden und Militär bestehende Verhältnis fast ideal erscheine und bemängelt die Ansicht des Autors, welche es von dem Einflusse der Juden auf die örtliche Bevölkerung ausspricht. — —

Wir müssen es uns versagen, auf die Notiz weiter einzugehen, glauben jedoch in dem Umstande, daß hervorragende russische Blätter die Zeit für gekommen erachten, auch einmal der Pflicht der Gerechtigkeit den Juden gegenüber nachkommen zu dürfen, ein Zeichen zu erblicken, das auf anderen Wind in den oberen russischen Regionen schließen läßt. Zeit wäre es schon.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

*** Berliner Nachrichten.** Die Sitzung der Repräsentanten am Sonntag erhielt ihre besondere Signatur durch den Umstand, daß sie die erste des laufenden bürgerlichen Jahres war, in welcher statutengemäß die Konstituierung des Büreaus stattfinden muß. Die infolge dessen vorgenommene Wahl hatte das Ergebnis, daß der erste Vorsitzende, Herr Hermann Landsberger, fast einstimmig wiedergewählt wurde, dem als zweiter Herr Dr. Tiktin sich zugesellte. Das Amt des ersten Schriftführers übernahm Herr Sanitätsrat Dr. Marcuse, dasjenige als zweiter Herr Leichtentritt. Nach der Erledigung des Wahlgeschäfts gelangte zunächst ein Schreiben des Rabbiners Dr. Ungerleider zur Verlesung, in welchem derselbe der Versammlung für die ihm gelegentlich seines 25 jährigen Dienstjubiläums erwiesene Ehren-Kundgebungen seinen Dank ausspricht. Die dann folgenden eigentlichen Verhandlungen nahmen einen flotten Verlauf, erbrachten jedoch keine Fragen von größerer prinzipieller Bedeutung. Die nach den Ausführungen des Vorsitzenden durch Ablauf der Zeit eigentlich nicht mehr zu Recht bestehende Petitions-Kommission fand ihren Rechtsboden wieder, indem zu den bisherigen Mitgliedern derselben, welche mit Ausnahme eines Herrn, der zum Vorstande übergetreten, wiedergewählt wurde, während an Stelle des Ausgeschiedenen Herr Stadtrat Dr. Weigert trat. Die Kommission besteht demnach aus den Herren Sanitätsrat Dr. Boas, Sanitätsrat Dr. Blumenthal, G. Löwenberg, Sanitätsrat Dr. Kirstein und Stadtrat Dr. Weigert. Auch dem Finanzausschusse gehört der letztgenannte Herr an neben den Herren Maurermeister Fränkel, Heilmann, Louis und Leonhard Sachs und Martin Simon. Als schönste Vorlage der Sitzung wurde der Versammlung ein Testament zur Annahme vorgelegt, in welchem Herr Louis Aron und dessen Gemahlin der jüdischen Gemeinde ein Kapital von M. 70,000 mit der Maßgabe vererbt, daß die Zinsen dieses nie angreifbaren Kapitals unheilbaren Kranken der Gemeinde zu Gute kommen sollen. Die Annahme wurde selbstverständlich genehmigt. An Ausgaben wurden bewilligt M. 150 pro Quartal zur Leitung des Gottesdienstes an den Wochentagen, sowie M. 429 zur Beschaffung neuer Bänke in der Präparandenklasse der jüdischen Lehrerbildungsanstalt. Der letzte Gegenstand der Tagesordnung betraf die Vermietung der Plätze in der Lindenstraßen-Synagoge, welche das erfreuliche Resultat ergab, daß in diesem Jahre ein Plus von M. 1553, mithin eine Einnahme von M. 37,698 erzielt worden ist. Gelegentlich der Besprechung dieser Position wurde angeregt, die Frauensitze, nach welchen der Nachfrage nicht genügt werden konnte, nach Möglichkeit zu vermehren, während Herr Nuß bemängelte, daß Fremden in dieser Synagoge Stuhlsitze zu ermäßigten Preisen eingeräumt worden seien. Nachdem der Vorsitzende noch bemerkt, daß im Schoße des Gesamtvorstandes die fernere Vermietung derartiger Sitze für die Folge als unthunlich erachtet worden sei, wurde die Sitzung geschlossen. —r.

— Am 13. d. M. mittags 12 Uhr findet im Sitzungssaale der Repräsentanten eine Festsitzung zu Ehren des Vorstandsvorsitzenden Hrn. Justizrat Meyer statt. Zu dieser Sitzung sind besondere Einladungen an die Herren gesandt worden, die ein Ehrenamt in der Gemeinde bekleiden.

— Der „Gemeindebund" versandte neulich Nr. 39 seiner „Mitteilungen". Dieselben bringen eine wiederholte Aufforderung an die Gemeidevorstände um Angaben über den in verschiedenen Gemeinden bezüglich der an- und abziehenden Mitglieder angewandten Besteuerungsmodus, ferner die Statuten der Herxheimer-Stiftung, Mitteilungen über außerordentliche Zuwendungen, über die Bibliothek, welche jetzt 5200 Bände umfaßt, über die Thätigkeit des Ausschusses, einen Bericht über das Vorsteherjubiläum des Herrn Rechtsanwalt Lehmann, Dresden, und schließlich Nekrologe.

— Die im Aufblühen begriffene Religionsschule, welche unter der bewährten Leitung des Herrn Rabbiners Ellenbogen und des Hauptlehrers H. Michaelis in der Gemeindeschule, Hirtenstraße sich befindet, giebt ein außerordentliches Zeugnis dafür, daß der Sinn für das Ideale sich im Judentum stets rege zu erhalten weiß. Ohne irgend einen pekuniären Vorteil wirken die genannten Herren an derselben und wird mit der größten Gewissenhaftigkeit gearbeitet. Der Lehrplan basiert hauptsächlich auf die Beibringung des Hebräischen, welches nun einmal die unerläßliche Bedingung eines sich vertiefenden erziehlichen Religionsunterrichts bleibt. Außerdem wird der Jugendgottesdienst alternierend von den Lehrern abgehalten, so daß auch hierin der stete Kontakt mit den Kindern erhalten ist. Der Unterrichtsstoff ist so verteilt, daß die größte Schülerzahl mit den hauptsächlichsten hebräischen Schriften des heiligen Buches bekannt gemacht wird und das Siddur, als das Schwerere, weil Neuhebräisch in der zweiten Reihe stehen kann. — Das Schwerere zuletzt — das Leichte zuerst — ein Hauptgrundgesetz der Pädagogik, wird dadurch eingehalten. So wird die Religionsschule bei ihren bedeutenden Leistungen einen Aufschwung nehmen, welcher einen Beweis liefert, daß — wie bei der Chanukkafeier hervorgehoben worden, daß die Lichtlein immer zunehmen sollen — auch der alte Spruch wieder zu Ehren kommen wird: „Talmud Thora keneged kullom," „Die Gotteslehre geht über alles." —s.

— Einer der rührigsten Vereine unserer Gemeinde scheint der Humanitäts-Vereine „Gewul tauw" zu sein. Unter der Leitung seines Vorsitzenden, Herrn Gustav Michaelis, entwickelt er sich immer mehr und zählt jetzt mehr denn 800 Mitglieder. Der Verein hat auch seit kurzem sein eigenes Zeitungsorgan, das den Titel des Vereins führt und nicht ohne journalistische Gewandtheit von einer Redaktionskommission geleitet wird. Trotz dieser „Konkurrenz" wünschen wir dem Vereine das beste Gedeihen. — Die ordentliche Generalversammlung desselben findet am 23. d. M. abends 8 Uhr in Dräsels Festsälen (Neue Friedrichstr. 35) und am 6. Februar in Kellers Festsälen (Köpnickerstraße 96/97) das erste diesjährige Winter-Vergnügen zum besten der Witwen-Unterstützungskasse statt. — Ein Referat über Tendenz und Erfolg des Vereins wäre uns sehr willkommen.

* **Aus den Litteratur-Vereinen.** In Königsberg beging der Verein am letzten Sonnabend unter lebhafter Beteiligung von Mitgliedern und Gästen sein viertes Stiftungs- und zugleich Chanukafest. Der Vorsitzende, Herr Professor Dr. Saalschütz, eröffnete das Fest mit einer Ansprache, welche in ein Hoch auf den Verein ausklang. Herr Rabbiner Dr. Bamberger toaste auf den Vorstand, während andere Redner in ihren Trinksprüchen der Begründer des Vereins rc. gedachten. Daneben suchten gemeinsame Lieder mit bestem Erfolge die Stimmung zu erhöhen, Herr Kantor Birnbaum riß die Zuhörerschaft zu jubelndem Beifall hin und Herr cand. med. Wasbutzki wußte sich mit seinen Liedervorträgen gleichfalls den einmütigsten Applaus zu erringen. Der rührige Verein hält alle Dienstage Sitzungen ab, in denen wissenschaftliche Vorträge gehalten werden und bei denen Gäste stets willkommen sind. — Den ersten Vortrag in dem neu begründeten Verein in Ratibor hielt Herr Direktor Dr. Adler aus Berlin über: „Die Juden in Deutschland zur Zeit der Kreuzzüge." Anknüpfend an die wissenschaftlichen Forschungen Robert Hönigers zeichnete Redner an der Hand der zeitgenössischen Quellen die Jahrhunderte, welche den Inhalt seines Themas begrenzten. Die ersten Niederlassungen der Juden in Deutschland, die bis in die Römerzeit zurückgehen, sind am Rhein zu suchen. Der Vortragende schilderte die Verdienste der deutschen Juden um den Weltverkehr, ihre Treue gegen Kaiser und Reich, ihren Waffendienst in Krieg und Schlacht, ihr friedliches Verhältnis zu den anderen Religionen und ihr inniges Familienleben. Abschweifende Horden der Kreuzzüge ändern dieses Friedensglück. Mit der Objektivität des Forschers entrollte der Redner düstere, blutige Blätter. Jene Horden hatten mit der Menschenliebe eines Gottfried von Bouillon nichts gemein und von der sittlichen Hoheit eines Papstes Gregor VII. verspürten sie keinen Hauch. Ergreifend waren die Bilder, die der Redner aus jenen Tagen zeichnete. Der zügellose Fanatismus der mordenden Scharen, der Opfermut der zu Tausenden fallenden Juden, der lichtvolle Charakter des edlen Erzbischofs Ruthard von Mainz und der unbeugsame Gerechtigkeitssinn des deutschen Kaisers Heinrich IV. Mit der Mahnung, zum Väterglauben, zur Menschenliebe und zum Vaterland zu halten und diese Güter auch in dem jungen Verein zu pflegen, schloß der Redner seinen Vortrag. — In Hamburg sprach Rabbiner Dr. Werner aus Danzig über „Ethik des Talmuds", — in Prag Herr Dr. Karpeles aus Berlin über: „Glaubenstreue und Glaubenswechsel im Judentum".

*v **Dr. David Rosin.** In Breslau starb am 31. Dezember Dr. phil. David Rosin, der früher lange Zeit im Berliner Schuldienste stand. Rosin, einer der hervorragendsten Pfleger des rabbinischen Schrifttums in der Gegenwart, wurde 1823 in Rosenberg in Oberschlesien geboren. Seine erste Bildung hatte Bibel und Talmud zur Grundlage. Das gebräuchliche Schulwissen erwarb er sich später am Elisabethgymnasium zu Breslau. Seine Studien, die der Philosophie, der klassischen und orientalischen Philologie galten, machte Rosin von 1846 bis 1851 in Berlin. Nachdem er zum Doktor promoviert und die Lehramtsprüfung abgelegt hatte, wurde Rosin Lehrer an der jüdischen Gemeindeschule zu Berlin. Später erhielt er noch eine Lehrerstelle an der hiesigen Lehrerbildungsanstalt. 1866 folgte Rosin einem Rufe an die jüdisch-theologische Lehranstalt zu Breslau, an der er bis zu seinem Lebensende wirkte. Von Rosins selbständigen Schriften ist zeitlich die erste die Erklärung eines Kompendiums der jüdischen Gesetzeskunde, die 1866 erschien. Ihr folgte 1871 eine bedeutsame Untersuchung über die Ethik des Maimonides. Rosin giebt darin an erster Stelle einen Ueberblick über die ethischen Lehren des Maimonides mit besonderer Berücksichtigung dessen, was Maimonides aus jüdischen Quellen geschöpft hat. Seinen besonderen Wert aber erhält Rosins Schrift durch den Nachweis der Abhängigkeit des Maimonides an erster Stelle von Aristoteles und im weiteren von arabischen Philosophen wie Alfarabi, ibn Sina, Gazzali, Abu Bekr. Während der folgenden Jahre galt Rosins Arbeit dem Studium des Bibel-Exegeten Rabbi Samuel ben Meir, genannt Raschbam. Er sammelte zunächst alle Angaben über dessen Leben, und vereinigte diese mit einer Charakteristik von Raschbams litterarischem Schaffen zu dem Buche „Rabbi Samuel ben Meir als Schriftsteller" (1880). Das Buch, das wegen seiner vielen Anweisungen altfranzösischer Worte (Raschbam, um 1080 geboren, lebte in Nordfrankreich) auch der romanischen

Philologie zu gute gekommen ist, war gleichsam die Einleitung zu einer Ausgabe des großen Pentateuchkommentars des Raschbam, deren Erscheinen im Jahre 1881 ein Ereignis für die Pfleger des rabbinischen Schrifttums war. Während der letzten Jahre beschäftigte sich Rosin mit der Schaffung einer kritischen Ausgabe der Gedichte des Abraham in Esra, der er eine Uebersetzung der Gedichte beigab.

*h. **Regierungsverfügung.** Nachdem Landesrabbiner Dr. Freudenthal in Dessau die Herzogl. Regierung darauf hingewiesen, daß von Seiten der öffentlichen Schulen eine größere Berücksichtigung des jüdischen Religionsunterrichtes wünschenswert sei, hat dieselbe (Abt. für das Schulwesen) die Vorsteher öffentlicher Schulen angewiesen, Zeugnisse über den Religionsunterricht, welche ihnen von den zuständigen Religionslehrern rechtzeitig zugestellt werden, für die Feststellung der Gesamturteile über das Verhalten der Schüler in Erwägung zu ziehen, bez. zu berücksichtigen und sodann mit dem Vermerk der geschehenen Kenntnisnahme zurückzugeben, auch falls besondere Beschwerden des Religionslehrers hierzu nach dem Urteil der Schule begründeten Anlaß bieten sollten, im Schulzeugnisse hierüber etwas zu bemerken. — Diese Verfügung dürfte die besten Erfolge haben.

* w Die israelitische Lehrerbildungs-Anstalt in **Würzburg** versendet den Rechenschaftsbericht des dreißigsten Jahres ihres Bestehens. Aus ihm ist zu ersehen, daß bereits 256 Zöglinge der Anstalt segensreich wirken. Im letzten Jahre haben neun Zöglinge nach bestandener Austrittsprüfung in die Praxis entlassen werden können. 5 Schüler haben Unterricht, Wohnung, Beköstigung und ärztliche Behandlung, 4 die Beköstigung ganz und 21 teilweise erhalten.

* n Herr David Rubin, Inhaber eines Musikinstitutes in **Prag,** feierte am 24. vor. M. sein 25 jähriges Jubiläum als Chordirektor im neuen israelitischen Tempel zu Prag. Der Jubilar, der im 57. Lebensjahre steht, aber noch in vollster Manneskraft wirkt und schafft, hat seine musikalischen Studien am Prager Konservatorium mit so glänzenden Fortschritten absolviert, daß er schon als 16 jähriger Jüngling in einer großen Konzertveranstaltung mitwirken konnte. Am 22. Dezember 1869 wurde Rubin als Chordirigent an den Prager israelitischen Tempel berufen und das ganze Vierteljahrhundert hindurch hat er den Chorgesang dortselbst durch ernste und künstlerische Bestrebungen zu stetig höherem Ansehen gebracht. Auch als Komponist hat sich der Jubilar vielfach und rühmlichst bethätigt, speziell durch seine „Tempelgesänge“.

* c Die Mitglieder der Großen Synagoge in **London** hielten kürzlich eine General-Versammlung ab. Auf der Tagesordnung stand u. a. ein Antrag des Schulvorstehers, die Scheidewand, die die männlichen Betenden von den weiblichen trennt, zu entfernen. Der Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt. Wie „Jew. Chronicle“ meldet, fand sich unter den diesen Antrag befürworteten Stimmen auch die der Frau Ober-Rabbiner Dr. Adler.

* Von der **türkischen** Regierung ist Befehl ergangen, in allen Schulen, gleichviel ob mohammedanischen, christlichen oder jüdischen, abweichend von dem bisherigen Verfahren, den Unterricht in der türkischen Sprache zu erteilen. Auch dem Chacham Baschi von Konstantinopel ging infolgedessen ein dahingehender Befehl zu.

---

* **Hier und dort.** Am Sonnabend Abend gab nach vierjähriger Pause Frl. Rosa Olitzki wieder einen Liederabend in der Singakademie. Der Saal war dicht gefüllt und die Aufnahme der künstlerisch-hervorragenden Leistungen eine stürmische. Wir registrieren diese Nachricht hier, weil die Künstlerin ein Kind unsrer Stadt — Tochter des würdigen ersten Kantors der Adaß-Jißroel-Gemeinde und durch ihren Kunstgesang die rückhaltlose Anerkennung selbst der antisemitischen Presse erworben hat. — Am 13. d. M. feiern Hr. Rentier H. Steinberg (Elisabethstr. 20) nebst Gattin ihre goldene Hochzeit. — Am 12. d. M. begeht Hr. Rabb. Dr. Kahn in Wiesbaden sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Rabb. der hiesigen Israelitischen Religionsgesellschaft. „Dr. Kahn, — so wird uns aus Wiesbaden geschrieben, — „der Gründer der hiesigen „altisrael. (ortodoxen) Gemeinde“ ist, und im „Austrittsgesetze“ von 76 bekanntlich eine hervorragende Rolle spielte, genießt durch sein tolerantes Vorgehen (im Gegensatz zu gewissen Andren) auch in unseren liberalen Kreisen lebhafte Sympatien. — Hr. Lehrer Silberstein ist von Brotdorf nach Mehring a. d. Mosel und Hr. Lehrer Plaut von Londorf nach Wehda versetzt. — Am 2. d. M. haben die Bromberger Antisemiten wieder eine Versammlung abgehalten. Den Anwesenden wurde aber nur bekannt gegeben, daß vom 11. d. M. ab allwöchentlich ein antisemitisches Wochenblatt als Organ des Vereins für die Provinz Posen erscheinen wird. — Am 24. Dezember starb in Stadtlengsfeld im Alter von nahezu 83 Jahren der emer. Religionslehrer Jacob Salzer, Vater des dortigen Landrabbiners Dr. Salzer. Der Verblichene hat 47 Jahre lang in Ermershausen (Baiern) gewirkt. Zu der Bestattung hatten sich viele Freunde und Kollegen aus der Umgegend eingefunden, ferner der Pfarrer des Ortes, der Rektor der Schule 2c. Tief ergriffen hielt Hr. Landrabbiner Dr. Salzer dem geliebten Vater die Gedächtnisrede. — Hr. Dr. Roubinowitsch in Paris ist zum Direktor der Klinik für Geisteskranke an der medizinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden. — Bei dem großen Brande in dem Stadtviertel Hasköi in Konstantinopel sind 200 von armen Juden bewohnte Häuser zerstört worden.

Vereinsbote.

* Die für den 26. d. M. nach Beuthen einberufene Versammlung der „freien Vereinigung jüdischer Lehrer **Oberschlesiens**“ hat sich sehr eingehend mit der Frage der Neugründung von Central-Lehrervereinen beschäftigt. Entschiedene Mißbilligung fand das Vorgehen des „Reichsverbandes“, welcher für den 27. Dezember, also auf den darauf folgenden Tag, eine Bezirksversammlung nach Kattowitz einberufen hat. Dieses störende Eingreifen in die Thätigkeit eines seit Jahren bewährten Vereins war jedoch ohne Erfolg. Die Versammlung konnte am 27. Dezember in Kattowitz nicht stattfinden, da sich nur — zwei Lehrer als Teilnehmer gemeldet hatten. Dagegen war der Verlauf der am 26. in Beuthen abgehaltenen Versammlung ein durchaus befriedigender und schöner. Außer der Beratung über das Vereinswesen stand ein Vortrag des Herrn Lehrers Abraham-Königshütte: „Anregende Gedanken für den jüdischen Geschichtsunterricht in der Volksschule“ auf der Tagesordnung, welcher ungeteilten Beifall fand. Ein ausführlicher Bericht folgt.

* **Konstituierende und Generalversammlung** des Vereins der Rabbiner und jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen. Auf Einladung eines provisorischen Komitees waren im Hotel Kaufmann, Köln, auf der Ruhr Nr. 9, nachmittags 3 Uhr, cirka 30 Lehrer aus Rheinland und West-

falen erschienen, um über die Notwendigkeit und die Ziele eines zu gründenden Vereins zu beraten. Herr Rabbiner Dr. Lazarus, der an der Spitze des Komitees stand, eröffnete die Versammlung. Darauf erteilte er Herrn Löb das Wort zur Begrüßung. Das Chanuka-Licht mit dem Thora-Licht vergleichend, betonte er, daß das Anzünden dieses Lichtes jetzt leider zum größten Teile in den Händen der Lehrer liege. Das Wort Chanuka weise uns auch auf die Wichtigkeit der Erziehung hin. Für den Abend empfehle er die Worte des Propheten Lo bechajil welo bechoach, nicht mit Sturm und Wetter, sondern in Ruhe und im Geiste Gottes möge die Versammlung verlaufen.

Auf Vorschlag aus der Mitte der Versammlung wurde darauf das bisherige Komitee zum Bureau, der bisherige Vorsitzende Dr. Lazarus zum Tagespräsidenten, Dr. Munk zum Schriftführer, die übrigen zu Beisitzern ernannt. Dr. Lazarus begrüßte darauf die Versammlung. Seinen Worten einige Midraschim zu Grunde legend, verglich er die dem jüdischen Lehrer von der Religion zugewiesene Stellung mit der thatsächlichen. Daran knüpfte er die Beschreibung der Mittel an, welche dem Lehrer diese Stellung wieder zurückgeben können, stellt in allgemeinen Zügen die Ziele des Vereins dar und forderte sie, auf des Propheten Wort hinweisend: Ma loch nirdom? auf, recht eifrig an dem heiligen Werk mitzuwirken. Herr Löb referiert über das Verhältnis des zu gründenden Vereins zur Unterstützungskasse der isr. Lehrer u. s. w. Er betont, es sei heilige Pflicht, bestehende Kassen zu fördern und ihnen neue Mitglieder zuzuführen. Dies sei auch der sehnliche Wunsch des neuen Vereins, dessen Erfüllung derselbe aber von dem Entgegenkommen der U.-K. in Bezug auf Abänderung der Aufnahmebedingungen abhängig mache. Er empfiehlt eine Kommission für die Verhandlungen mit der U.-K. zu ernennen. (Von der Wahl eines solchen Komitees wurde jedoch Abstand genommen.) In der sich daran anschließenden Generaldiskussion wurde von verschiedenen Mitgliedern der U.-K. die Befürchtung ausgesprochen, es könne die Gründung eines solchen Vereins der U.-K. Abbruch thun. Es wurde dagegen von allen Seiten betont, daß im Gegenteil eine Hebung derselben nicht allein beabsichtigt werde, sondern geradezu in Aussicht gestellt werden könne. Kollege Graf, Essen, stellt den Antrag: „Die anwesenden Lehrer wollen beschließen, bei dem Verein der isr. Lehrer Rheinland-Westfalens den Antrag zu stellen, daß er genauer ausdrückt, daß er als Verein existiere, sowie daß Erleichterungen bezüglich der Aufnahme der jüngeren Mitglieder in die Witwen- und Waisen-Kasse stattfinden". Kollege Abraham, Kettwig, machte darauf aufmerksam, daß cirka 25 Kollegen ihren Beitritt zum Verein schon erklärt hätten, dieser Verein sich also konstituiert habe, man daher nur von Vereinsbeschlüssen reden könne und macht das Amendement: der Verein der Rabbiner und jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen wolle beschließen, bei der Unterstützungskasse der isr. Lehrer Rheinland-Westfalens zu beantragen u. s. w. . . . streicht dann die Worte „daß" bis „sowie". Der Antrag Graf wird abgelehnt, derselbe Antrag mit Amendement Abraham angenommen. Es folgt hierauf die Spezialdiskussion der Statuten und die Vorstandswahl. Rabbiner Dr. Lazarus dankt darauf den Erschienenen für ihre Mühe und hebt die Sitzung auf.

gez. Dr. Lazarus, Tagespräsident. gez. Dr. Munk, Schriftführer.

Lose Blätter.

* Wie wir hören erscheint bei Gergonne & Cie., Berlin W. 35, in allernächster Zeit von dem durch seine Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud bekannten Oberrabbiner Dr. J. Hamburger eine Broschüre: „Jesus von Nazaret. Geschichtliche, objektive Darstellung seines Lebens, Wirkens und Todes." Der gelehrte, durch große Objektivität ausgezeichnete Verfasser, wird in dieser Schrift den Nachweis erbringen, daß Jesus nicht auf Veranlassung der Juden gekreuzigt worden ist, sondern daß diese That einzig dem römischen Prokurator Pontius Pilatus zur Last fällt. — Soll das etwas neues sein? Red.

* **An die Adresse des Barons Königswarter** richtet das Witzblatt „Der Floh" folgende interessante Sentenz aus dem Tagebuch eines Philosophen, welche wir den Lesern unseres Blattes nicht vorenthalten wollen: „Das Schicksal der Juden ist innig mit dem der — Staatspapiere verwachsen. Wenn die Rente hoch steht, wird sie konvertiert. So auch die Juden, wenn sie eine hohe Stellung einnehmen — konvertieren sie".

Briefkasten.

Infolge der Mitteilung in der heutigen Nr. von „Katheder u. Kanzel" werden wir erst die nächste Nr. an die geehrten Expeditions-Abonnenten, wie bisher, unter Nachnahme senden.

Hrn. Dr. S. K., Hannover. Daß die Shylockfabel im „Kaufmann von Venedig" die Wahrheit auf den Kopf stellt, indem in der ihr zu Grunde liegenden Thatsache nicht der Wucherer, sondern der Bewucherte ein Jude ist, haben wir vor längerer Zeit in einem Entrefilet notiert. Wir danken Ihnen daher herzlich, für den in Aussicht gestellten Aufsatz, den wir vor der Hand nicht bringen könnten.

Hrn. L. H., Dessau. Ihre historische Arbeit wird, sobald wir ein wenig viel Raum haben, erscheinen. Wir bitten Sie und alle geehrten Mitarbeiter um Geduld.

Königsberg. Der kurze Bericht war bereits gesetzt. Aus Ihrem ausführlichen Berichte werden wir in nächster Nummer einen Auszug bringen. —

Hrn. R. N., Wittlich. Der Jeschurun wird nun pünktlicher erscheinen. — Die große Auflage einerseits und die christl. Feiertage andererseits haben die Verzögerung verursacht.

Hrn. J. G., Camen. Eine Besprechung Ihres geschätzten Werkes folgt. Lassen Sie uns, bitte, ein wenig Zeit; der Stoff, den wir jetzt zu verarbeiten haben, hat sich außerordentlich gehäuft, so daß wir alles, was nicht gerade aktuell ist, immer wieder zurückstellen müssen.

Hrn. Vorst. L. L., Blieskaftel. Besten Dank für fr. Benachrichtigung; es ist nun alles geordnet.

Hrn. Vorst. E. R., Stadtoldendorf. Sobald ich ein wenig freie Zeit habe. Ihre wertvollen Anregungen hat ein Mitglied der Redaktion zur Verarbeitung übernommen.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 11. Januar, in allen Synagog. Abends 4½ Uhr.

Sonnabend, den 12. Januar in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum.

Vorm. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier.

Jugendgottesdienst Nachm. 3½ Uhr: Lindenstr.-Synag., Hr. Rabb. Dr. Weisse.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr. Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr. Synag. Morg. 7½ Uhr. Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.